

Herausgeber:  
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

**Preußischer**

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

**Landbote**

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam  
et  
veritatem  
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

# Landbote

**Volumen 6**

(20.06.2005-31.08.2005)

Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel  
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,

e-Mail [info@landbote.com](mailto:info@landbote.com), V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross

gesetzt in Garamond 9Pt,

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011



## Abstimmung mit den Füßen,

**oder: Was unter anderem nach unserer Sicht im Zuge der Restitutionspolitik nach der Wiedervereinigung falsch gelaufen ist**

Don Miquel Barbagrigia

Als ihnen die FDJler buchstäblich in den frühen Jahren der DDR auf Dach stiegen um ihnen die Antennen umzudrehen, damit sie kein Westfernsehen mehr sehen können, da hat es ihnen definitiv gelangt. Schon der kommunistische Wahn von der Zwangskollektivierung brachte die Suppe zum Kochen. Die, deren Voreltern über Generationen hinweg hart geschuftet hatten; die, deren Höfe beispielsweise durch eine Hochzeit auf über 100 ha anwuchsen, waren plötzlich Kulaken und wurden entschädigungslos enteignet. „Bodenreform“ nannte sich das.

Die Landlosen, das ländliche Proletariat, wurden mit kleinen Wirtschaften bedacht. Inwieweit das nun gerecht war, darüber mögen sich die Historiker streiten. Doch viele hatten vom bolschewistischen Treiben die Nase gestrichen voll. In Ermangelung freier Wahlen stimmten sie mit den Füßen ab und verschwanden in Richtung Westen.

Die DDR begann auszubluten. Über Nacht standen ganze Häuserzeilen, ganz Dorfstraßen leer. Die Gehöfte waren verlassen. Das Vieh blökte und quiekte, schnatterte und bellte vor Hunger in den Ställen. In den Wohnräumen verstaubten die Möbel. Die Flüchtlinge ließen alles zurück. Ein Koffer mit der nötigsten Habe, meist mit den Papieren, war alles, was sie in das Auffanglager jenseits der Grünen Grenze mitnehmen konnten.

Es wurde „drüben“ zunächst sicher nicht einfach für sie. Aber sie richteten sich ein, arbeiteten sich hoch, schufen sich neues Eigentum. Das alte wäre dem Verfall preisgegeben, wenn es nicht durch die vielen Verbliebenen umgehend neu besetzt worden wäre. Das ging relativ schnell. In der DDR herrschte Zeit ihres Bestehens immer eine große Wohnungsnot. Millionen arbeitsfähiger Menschen gingen also damals einem Teil der im Aufbau befindlichen Nation unwiederbringlich verloren.

Unwiederbringlich? Nein, nicht ganz. Denn nach der Wiedervereinigung waren viele von ihnen und ihren Erben über Nacht wieder da. Plötzlich standen sie vor den Zäunen und Türen ihrer damals verlassenen Anwesen. Ein paar ganz Unverfrorene meinten gar, sie hätten noch immer das Hausrecht und scherten sich keinen Deut um die „neuen“ Bewohner. Viele aber bestanden auf der Restitution der vormaligen Besitzverhältnisse, der „Herausgabe“ ihres „Eigentums“. Der im Zuge der Wiedervereinigung ausgehandelte Rechtsgrundsatz „Rückgabe vor Entschädigung“ stärkte ihnen das Kreuz. Eine Prozeßwelle begann über das Land zu rollen.

Ein akuter Fall ließ uns über das Geschehen nachdenken. War es wirklich Recht, was dort formuliert wurde? Wie alles im Staate Bundesrepublik Deutschland wurde auch diese Entscheidung von finanziellen Erwägungen diktiert. Rückgabe an die „Altbesitzer“ dünkte den Staat vorteilhafter als riesige Kompensationszahlungen. Aber was für Entschädigungen waren denn eigentlich gemeint? Unseres Wissens sind die Flüchtlinge schon damals vom Staate großzügig für ihr verlassenes Hab und Gut entschädigt worden. Ein neuerlicher Ausgleich also?

Und – wären die Liegenschaften nicht neu besetzt worden, wer wollte ernsthaft bestreiten, daß sie in der Zwischenzeit völlig überwuchert und verfallen, also unbrauchbar und nur unter großem Aufwand rekultivierbar wären. Die Menschen, die sich seither um die verlassenen Häuser und das Vieh kümmerten, haben die Werte erhalten. Werte, für die die Vorbesitzer

und deren Erben seit Jahrzehnten keinen Finger krumm gemacht hatten. Wir fragen: In welcher Rechnung taucht diese Komponente auf? Eine Entschädigung ist nach unserem Rechtsverständnis ein Schlußstrich unter die Ansprüche auf verlorenes Eigentum.

Wir haben eine Alternative parat, die uns gerechter und den Umständen angemessener dünkt. Wenn man den Rechtsgrundsatz „Rückgabe vor Entschädigung“ beibehält, dann sollten die Anspruchsteller zuerst das in den fünfziger Jahren kassierte Geld an einen staatlichen Sonderfond zurückzahlen – und zwar mit Zins und Zinseszins.

Ist das geschehen, müssen die Werte der zurück zu übertragenden Liegenschaften nach aktuellem Stand getaxt werden. Wertsteigerungen, die durch Erhaltungsarbeiten, Ausbesserungen und An- bzw. Neubauten erzielt wurden, sollten der Rückzahlungssumme zugeschlagen werden. Mit den nun in den Fonds vorhandenen Mitteln wären die zum Auszug aus ihren seit vierzig, fünfzig Jahren bewohnten Häusern gezwungenen Menschen zumindest in der Lage, sich anderweitig einen adäquaten Ersatz zu schaffen.

Das alles ist nicht geschehen. Daraus ist viel Zorn und Unmut erwachsen. Die Mauer, die die Deutschen achtundzwanzig Jahre lang trennte, verschwand. Ein tiefer Graben wurde hingegen neu ausgehoben zwischen den „Ossis“ und den „Wessis“. Wäre da nicht diese sinnlose, diese bornierte und idiotische Arroganz von Leuten gewesen, die sich als Sieger der Geschichte fühlten und aufspielten, es wäre viel politisches und mentales Porzellan heil geblieben.

Mögen künftige Generationen dermaleinst unbelastet von den Fehlern ihrer Voreltern heranwachsen! Daß das jedoch ein naives Wunschdenken ist und die Ressentiments gegeneinander über historische Zeiträume hinweg immer neue Blüten treiben, ohne sich kaum noch der Wurzeln ihres Haders bewußt zu sein, ja, daß Feindseligkeiten schon eine traditionellen Anstrich erhalten – das ist uns auch klar. Das ist die Realität, in der wir leben. Das ist die stinkende Frucht der Ewigen Dummheit.

## Ärger mit der BfA

B. St. Fjollfross

Spielen Sie Skat? Na, dann wissen Sie ja, was der Begriff „mauern“ Sumschreibt: Sie haben ein Superblatt auf der Hand und einer ihrer Mitspieler reizt so hoch, bis sie selbst unvorsichtig werden und ihr eigenes, an und für sich todsicheres Spiel überbewerten. Steigen sie vorher aus, fällt der „Maurer“ bitterböse auf die Schnauze. Das nutzt Ihnen aber wenig. Außer seinen Minuspunkten fressen Sie den Ärger über Ihr entgangenes Spiel in sich hinein. Wollen Sie aber ihr eigenes Spiel um keinen Preis drangeben – und das entspricht am Ehesten der menschlichen Psyche, dann pokern Sie mit. Und begeben sich aufs glatte Eis.

Wie immer die Ausbildung bei der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte (kurz BfA) aussehen mag, wir sind uns sicher, ein Schuß unfairer Kneipenskat gehört in jedem Falle dazu. Da kann ein Mann seinen erlernten Job nicht mehr ausüben – das Kreuz ist im Eimer. Er muß etwas anders lernen. Die BfA ist für ihn zuständig. Man nennt den armen Teufel einen Rehabilitanden. Damit die Suche nach einem neuen Broterwerb nicht ins Leere zielt, testet man den Herrn in einer spezialisierten Einrichtung, die nach anderthalb Wochen feststellt, daß Ihr Proband so ganz doof nicht ist. Man schickt ihn mit der Empfehlung: „Macht einen Logopäden aus

ihm!“ zur BfA zurück. Die runzelt die Stirne. Denn die BfA versucht, die Kröten beisammen zu halten. So bildet sie in der Regel nur Berufe aus, die sich auf eine zweijährige Lehrzeit zusammenkürzen lassen. Das aber ist beim Logopäden nicht der Fall: Drei Jahre – und keinen Tag weniger. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Logopäde – das hätte aber auch unbedingt seine Vorteile. Das Gebiet, in dem der Anwärter wohnt, ist logopädisch völlig unterversorgt.

Nach neuester Gesetzesprechung könnte er sich nach bestandenen Examen sofort selbständig machen – ein Glücksfall für ihn und für die Gesellschaft, der täglich mehr Nettoeinzahler in die Sozialkassen verloren gehen. Doch so weit rechnet die BfA nicht. Sie läßt erst einmal „mauern“, daß sich die Balken biegen: Nein, die BfA schickt keine Rehabilitanden in die logopädischen Schulen. Die aber sagen etwas grundsätzlich anderes: In jedem Kursus haben wir mindestens einen, wenn nicht zwei Rehabilitanden von der BfA. Honi soit qui mal y pense!

Nun gut, ein solches Spielchen hält der Umschulungsanwärter nicht durch. Dazu ist er zu arm. Das wissen auch die gewieften Profis von der BfA. Der arme Teufel zeigt sich kompromißbereit und akzeptiert Plan B: Die Umschulung zum Medienmann.

Die Aussichten, nach dieser Maßnahme einen Brötchengeber zu finden, sind weitaus schlechter. Er weiß das, die BfA weiß das – es kümmert sie nicht. Es kann sie nicht kümmern, denn vorerst sind sie damit befaßt, wie sie sich des lästigen Plagegeistes ganz entledigen können.

Da kommt ihnen das Testergebnis einer medizinischen Untersuchung ganz gelegen. Die Leberwerte sind erhöht. Das kann nun viel bedeuten: Leberkrebs, Diabetes, Bauchspeicheldrüsenkrebs, Hepatiden, genetisch prädisponierte Fettleber, Medikamenteneinnahme, Alkoholmißbrauch. Und Letzteres fasziniert den Medizinischen Dienst der BfA besonders. Denn das wäre der Schlüssel zum Glück.

Ist der Mann Alkoholiker, so braucht ihn die BfA nicht auszubilden – bestünde doch die ernste Gefahr, daß er wegen seiner Trunksucht mitten in der Umschulung ausfällt. Gäbe es da nicht den sogenannten CDT-Wert. Das Carbohydrat-defiziente Transferrin (CDT) gibt als zuverlässiger Marker Auskunft über das Suchtverhalten eines Menschen.

Unter 2,5% gilt es als völlig unbedenklich. Das in unserem Falle gemessene CDT valuierte bei 1,4%! Der Mann war erwiesen „clean“. Und das zum Zeitpunkt der allerersten Blutentnahme. Doch an diesem vernachlässigbaren Fakt störte sich der Medizinische Dienst der BfA keineswegs. Die Leute, die so ungern ihre dienstlichen Telefonnummern herausgeben, begannen nun auch zu „mauern“.

Was uns daran stört, ist, daß hier auf verlorenem Posten aus Gründen engstirnigster Dummheit das Schicksal eines Menschen gefährdet wird. Es kotzt uns an, daß diese Behörde ihren Mitarbeitern gestattet (und sie mutmaßlich dazu anhält), mit so idiotischen Mitteln die Gelder ihrer Versicherten und der Gesellschaft, in die sie integriert ist und der sie nach besten Kräften zu dienen hat, zum Fenster hinaus zu werfen.

Diesem Treiben muß Einhalt geboten werden! Daß der kanadische Professor Lawrence C. Peter die Wurzeln jenes behördlichen Schwachsinnig hervorstechend beschrieben hat, rechtfertigt noch lange nicht, daß man sich mit ihnen abfinde. Ob es nun gleich ein Kampf gegen Windmühlen werde oder nicht – wir werden die Herausforderung annehmen. Und wir werden wieder berichten.

## Arbeitslosigkeit – ein Fluch unserer Tage

J.-F. S. Lemarcou

Auf den alten Vorkriegs-Fünzig-Pfennig-Stücken stand zu lesen: Sich Regen bringt Segen. Schöner Spruch! Und es wird auch so sein! Doch was ist mit denen, die sich regen mögen, wie sie wollen, und doch keinen roten Heller dafür sehen? Deutschland hat die Fünfmillionenmarke in der Arbeitslosigkeit nicht nur längst geknackt. Diese Unzahl hat sich bereits manifestiert und strebt unverdrossen der Sechsmillion entgegen. Die fetten Jahre sind definitiv vorüber.

Von daher gewinnt die obige Fragestellung eine grausame Aktualität: Was ist mit denen? Sie haben noch Arbeit? Sie verzehren Ihre sauer erkämpfte Pension, Rente, Rendite? Da seien Sie sich mal nicht so sicher, daß Sie von diesen Früchten bis zu Ihrem Lebensende werden zehren können! Wenn die Wirtschaftskraft eines Landes dahinschmilzt wie ein Alpengletscher, dann macht dieses Siechtum auch nicht auf Dauer vor Rücklagefonds halt, aus denen solche Ansprüche ausbezahlt werden.

Was ist mit der einst so mächtigen Bundesrepublik Deutschland geschehen? Ich glaube, eine der möglichen Antworten liegt auf der anderen Seite des Planeten – auf Neuseeland. Als vor siebenhundert Jahren die ersten Maori als Landnehmer die Doppelinsel betraten, fanden sie ein unberührtes Paradies vor, das sie verleitete, aus dem Vollen zu schöpfen.

Sie aasten und waren sich dabei nicht eine Sekunde der Folgen ihres Raubbaus an der sie ernährenden Natur bewußt. In knapp hundert Jahren hatten sie das Eiland leergefressen – jetzt begann der Kampf um die letzten Ressourcen. Und es wurde ein blutiger, ein gnadenloser Kampf.

Diese Ereignisse gestatten uns, wie durch eine Lupe unsere Gegenwart zu betrachten. Die extensive Reproduktion nach dem letzten Kriege führte zu wahrhaft blühenden Landschaften im Westen Deutschlands. Unter seinesgleichen schnitt Mitteldeutschland trotz der gandenlosen Reparationsforderungen durch die Russen auch nicht eben schlecht ab. Doch scheint eine Ermüdung eingetreten zu sein.

An den wichtigsten, das Volk ernährenden Ressourcen, innere Disziplin und Leistungsbereitschaft, Bildung und Fähigkeit zur Innovation wurde im selben Maße Raubbau betrieben, wie es schon die ersten neuseeländischen Siedler mit den Geschenken ihres Paradieses taten. Die Quittung begann die deutschen Gaue seit dem letzten Drittel der Kohl-Ära zu überrollen wie eine Dampfwalze.

Die alten Kelten sprachen vom „Wüsten Land“. Man achtete der Scholle nicht mehr, die einen trug und ernährte – und das sowohl im materiellen als auch im vergeistigten Sinne. Wohin also mit den vielen Menschen, deren Arbeitskraft angeblich nicht mehr gebraucht wird? Angeblich? Natürlich! Denn wem wollte man erzählen, daß in einem so großen Lande wie Deutschland nicht allerorten zupackende Hände vonnöten wären? Es gibt immer zu tun – und zwar im Überfluß. Doch niemand will oder kann diese Arbeit mehr bezahlen! Da liegt der Hase im Pfeffer.

Wertschöpfende Arbeit kann nur dauerhaft bestehen, wenn sie ihre Frau und ihren Mann auch ernährt. (Unter diesem Aspekt betrachtet ist die Ein-Euro-Kampagne des Hartz-IV-Irrsinn der blanke Blödsinn.) Sich seiner Fähigkeiten bewußt zu sein, gleichzeitig zu sehen, daß diese Fähigkeiten auch gebraucht werden, dann aber konstatieren zu müssen, daß man trotz allem außen vor zu bleiben hat und einige wenige Glückselig-Unglückliche die ganze verbleibende Arbeit zu schultern haben, die sie kaum noch zu

bewältigen vermögen – das umschreibt den Widersinn unserer Tage. Nun mögen einige ganz Optimistische einwerfen, daß aus jeder Situation Kapital zu schlagen wäre. Man müsse nur die Quelle finden und erkennen, wie sie anzupapfen sei. Das ist an und für sich richtig. Es gab schon immer die Sorte der Kriegsgewinnler, die es verstanden, auch aus einer allgemeinen Notsituation für sich ein Vermögen herauszuschlagen. Aber kann es Sinn der Sache sein, ein ganzes Volk zu Schakalen oder Schrott- und Lumpenhändlern umzuerziehen?

Wir haben das Problem, daß wir uns nicht mehr auf eine abgeschottete Nationalökonomie verlassen können. Unser Wirtschaftspotential ist in eine Globale Ökonomie eingebettet, die die Gesetze des Handelns vorgibt. Es ist ein bißchen wie Tolkiens Trilogie „Herr der Ringe“: Das Paradies Auenland beginnt unter den wuchtigen Schlägen der Völker des Ostens zusammenzubrechen.

Wir wollen damit keineswegs die Chinesen dämonisieren. Wer sich durch harte und entbehrungsreiche Arbeit emporschwingt, dem ist kein moralischer Vorwurf zu machen. Die deutsche Wertarbeit, die diesen Prozeß bis in die siebziger Jahre hinein noch leidlich aufzuhalten vermochte, wird ebenfalls immer weniger nachgefragt. Eine rechnergesteuerte Maschine in Saigon produziert schneller, präziser und billiger als jeder deutsche Handwerker. Das ist nun mal so.

Was Deutschland perspektivisch noch einen Heimvorteil sichern könnte, ist seine noch immer intakte und vorbildliche Infrastruktur. Autobahnen, Gleisanschlüsse, Telekommunikationsleitungen...

Es ist der Ruf der Rechtssicherheit, an dem das unwissende Ausland noch immer klammert. Diese Rechtssicherheit, die preußische Unbestechlichkeit jedoch verfiel unter dem Eindruck des inneren Verkommens immer mehr, so daß bereits die Verhältnisse einer Unheiligen Bananenrepublik Deutscher Nation beobachtet werden können.

Als letzter Punkt auf dem Habenkonto sei die christlich-abendländische Tradition erwähnt, deren Werte- und Moralvorstellungen jedoch schneller dahinschwanden, als selbst die Arbeitslosigkeit hierzulande anzuschwellen vermag. Dieser Wertekanon, der ein zivilisiertes Miteinander ermöglichte, schuf auch einst die Grundlagen für eine starke Wirtschaft. Alle gesellschaftlichen Schichten einbeziehend, wies er einem Jeden seinen Platz zu, an dem er gebraucht und gefordert wurde. Was nach Abradierung dieses ideellen Komplexes an geistiger Landschaft verbleibt, ist nurmehr der Wahlspruch „Jeder für sich und gegen alle anderen“. Das führt zu einer Neuaufgabe des Feudalismus, dessen Produktivität zerrieben wurde zwischen den bemitleidenswerten Eitelkeiten einiger seiner Protagonisten.

Vielleicht ist es der einzig gangbare Weg, die erworbenen Besitzansprüche quer durch die Gesellschaft zurückzuschrauben und sowohl in der Produktionsausrichtung als auch in der Organisation des Staates völlig neue Wege zu beschreiten, die den deutschen Markt wieder attraktiver machen – sowohl für Binnenkonsumenten als auch für Käufer aus dem Ausland. Wie dem auch immer sei – ein radikales Überdenken der gängigen Auffassungen in allen sozialen Bereichen ist das absolute Gebot der Stunde.

Das meint unter anderem die kompromißlose Bekämpfung des Schmarotzertums sowohl in den Vorstandsetagen als auch bei dem Heer der Asozialen. Wird Deutschland dieser Forderung nicht gerecht, dann ist sein Absturz in die Marginalität unvermeidlich. Deutschlands Arbeitslose können ihrer „Bleichen Mutter“ schon mal einen Vorgeschmack dessen entwickeln, was dann das Land als Ganzes erwartet: erwerbslose Untätigkeit!

## Berliner Zündelknaben und die Prügelschergen

Don Miquel Barbargria

Es brannte in der Nacht vom 8. auf den 9. August 2005 in der Charlottenburger Ufnaustraße. Neun Menschen verloren ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre wenige Habe. Eine ungeratene Blage von zwölf Jahren, der leidenschaftlich gern kokelte, hat diese fürchterliche Katastrophe auf dem Gewissen. Wenn er denn eines hat. Bislang hört man nur von Angst vor der Rache der Geschädigten, von psychischer Belastung, von Streß. Das Jugendamt schützt und versteckt ihn. Das arme Knäblein! Er ist doch erst zwölf!!! Nicht strafmündig nach dem deutschen Gesetz. Und da liegt der Hase im Pfeffer.

Das deutsche Recht erzieht ganze Generationen von Verbrechern und Tätern, die ihm auf der Nase herumtanzen. Das Gegenteil von „Gut“ ist nicht „Böse“, sondern immer wieder „Gutgemeint“. Es ist diese verworrene, kuriose, zahnlose Pädagogik, die gelangweilte Mitmenschen jeden Alters geradezu animiert, das eigene Ego auf Kosten der Gesellschaft auszutoben. Hat man nicht noch jüngst jugendliche, notorische Straftäter auf Kosten der von ihnen tyrannisierten Gesellschaft in weite Ferne und alle Welt geschickt, mitsamt ihrem Betreuerstab?

Wir wollen sicher nicht übertreiben, indem wir auf amerikanisches Rechtsverständnis und die entsprechenden Ansichten zur Strafmündigkeit verweisen. Dennoch, der Ansatz der Amerikaner erscheint uns richtig: Wer in der Lage ist, ein Verbrechen zu begehen, der muß auch in der Lage sein, gemäß seines Alters und Geistes- und Reifezustands Verantwortung zu übernehmen. Wie kommt das deutsche Recht auf das schmale Brett, sich zum Komplizen halbwüchsiger Jugendlicher zu profilieren, die aus Langeweile und kriminellem Spieltrieb Menschenleben auslöschen?

Wenn wir über „Schutz“ reden, warum reden wir da nicht zu allererst über den Schutz der Opfer? Und das schließt vordergründig den Schutz potentieller Opfer ein. Dieser Schutz aber beginnt im gesellschaftlichen Denken. Die Bevölkerungsstrukturen der Moderne weisen besonders im urbanen Bereich einen gewissen Vorteil auf, indem sie den Einzelnen der engmaschigen, gesellschaftlichen Kontrolle entziehen. Genau hierin liegt aber auch das Gefahrenmoment, das den edukativen Faktor einer gesellschaftlichen Kontrolle eliminiert.

Angst vor Ächtung ist für ein Rudeltier ein nicht zu unterschätzendes Moment, was einer gesellschaftskonformen Entscheidung zugunsten sozialen Verhaltens höchst förderlich ist. In unserem sensationsgeilen Zeitalter, indem tiefergehende Betroffenheit schon allein dadurch verhindert wird, daß der Gehalt von solch schwerwiegenden Ereignissen durch ihre schiere Masse und Überflutung inflationiert, retardiert gezwungenermaßen die Bereitschaft, sich konsequent und nachhaltig mit der Bekämpfung solch grober Verhaltensstörungen zu befassen. Diese Aufgabe wird dem sogenannten „professionellen“ Sektor zugewiesen, der naturgemäß und immer regelmäßig versagt. Es ist kein Anliegen der Bevölkerung mehr. Und darin liegt die eigentliche Tragik des Geschehens begründet.

Ferne sei es uns jedoch, einer schrankenlosen Law-and-order-Mentalität das Wort zu reden. Zu welcher abartigen Entgleisungen dies führen kann, ist hinlänglich bekannt. Und wer's vergessen haben sollte, der sei auf die Berichterstattung der Berliner Zeitung Nr.196 vom Dienstag, dem 23. August 2005, Seite 14, verwiesen. Es geht da um die Razzia der Berliner Polizei in der Diskothek „Jeton“. Aufgeregt kam Herr Druckepennig mit

der Gazette wedelnd in die Redaktion gestürzt. Herr Bajun, der es gewohnt ist, einen Artikel zunächst von der Mitte her aufzurollen, meinte lakonisch: „Nun, was wird das sein? Sicher wieder eine historische Kolumne über einen SA-Überfall auf ein sozialdemokratisches Stammlokal vor fünfundsechzig Jahren... Berliner Geschichte!“ Nein, lieber Bajun- keine Geschichte - Gegenwart!

Hier ist nicht von den Schlägertrupps der SA die Rede, sondern von den Sondereinheiten der Berliner Polizei des Jahres 2005. Straftaten im Vorfeld unterbinden - ja! Erziehen - ja! Aber im demokratisch abgesicherten Rahmen. Faschistoide Prügelorgien terrorisieren - schaffen aber keine besseren Menschen. Die Demokratie bietet genug Möglichkeiten, unsoziale Mitmenschen daran zu hindern, das Gemeinwesen zu schädigen. Man muß keine Securitate-Manieren an den Tag legen.

Im Übrigen, wenn wir dem Bericht des Herrn Kollegen Winkler glauben wollen - und wir wollen - dann ist die dort gehabte Entrechtung von unbeteiligten Persönlichkeiten völlig unakzeptabel. Welche Intentionen bei der Polizei auch immer im Hintergrund gestanden haben mögen, der gute Wille sei hier unbestritten - nichts rechtfertigt ein derart überzogenes Vorgehen gegen zufällig Anwesende.

Die erbärmliche Lüge, das Ringen um lächerliche Ausreden und die unter dem Druck vieler übereinstimmender Aussagen erzwungene, scheinbar Korrektur der in höchstem Maße unglaubwürdigen Polizeidarstellung macht das Ganze noch suspekter.

Zündelknaben und Hooligans - es kommt nicht darauf an, sie, abhängig von ihrem Alter, entweder psychologisch zu betreuen oder niederzuknüppeln. Wichtig ist einzig und allein, ihnen die Möglichkeit des Umdenkens einzuräumen, den angerichteten Schaden wieder gut machen zu lassen - oder sie aber, sollten sie sich diesen Optionen gegenüber verschlossen zeigen, diese Fraktion dauerhaft vom Umgang mit dem friedlichen Teil der Gesellschaft auszuschließen. Und zwar konsequent. Konsequenz ist hierbei das Zauberwort.

Abschließend sei zu dem halbwüchsigen Feuerteufel ein Letztes angemerkt: Nach unserem Verständnis entspricht die psychologische Betreuung des jugendlichen Brandstifters durch ein Jugendamt und dessen assoziierte Mitarbeiter durchaus einer mehrjährigen Zuchthausstrafe bei Wasser und Brot. Schon ein einzelner Händedruck würde uns das Äußerste abverlangen - wie muß es erst sein, von diesen Gestalten Tag um Tag gebetet und beseiert zu werden. Schrecklich, apokalyptisch, grauenvoll!

Unsere eingangs getroffenen Aussagen finden an dieser Stelle also eine versöhnliche Relativierung. Es lebe die unergründliche Weisheit des deutschen Richtertums!

---

## Böhmische Dörfer

### oder Prags späte halbherzige Entschuldigung

Michael L. Hübner

Der Hradschin hat jüngst – sechzig Jahre nach Kriegsende verlauten lassen, daß die Vertreibung einiger Sudetendeutscher ein Fehler war, den die Prager Regierung nunmehr bedauert. Das wollen wir uns auf der Zunge zergehen lassen. Sechzig Jahre, das sind beinahe drei Generationen.

Da ist viel Wasser die Moldau hinuntergeflossen. Aber besser spät als nie, nicht wahr? Wenn da nicht diese merkwürdige Nuance herauszuhören wäre, daß es nicht um alle Sudetendeutsche geht, also nicht um eine Aufhebung der verbrecherischen Benes-Dekrete, Nun sind wir beileibe keine Apologeten der Sudetendeutschen, die sich seinerzeit Henlein anschlossen um Hitler und seinen Spitzbuben den Weg nach Böhmen zu ebnen. Die braunen Halunken waren drauf und dran, das slawische und mitteleuropäische Herzland Böhmen, mitsamt Mähren und der Slowakei von der Landkarte zu tilgen, die böhmische Bevölkerung im wirtschaftlichen Interesse des Reiches zu versklaven.

Henlein und seine Gefolgsleute, auch die, die ihn passiv unterstützten, traf der gerechte Hammer der Geschichte – und das mit allem Recht. Wer einem eine Grube gräbt... Um diese ist es uns nicht leid und nicht zu tun. Ihr Gewimmer in den Vertriebenenverbänden rührt uns nicht. Was aber ist mit denen, die mit der Politik nichts am Hut hatten, die mit ihren böhmischen Nachbarn gut zusammenlebten und daran auch nichts änderten, nachdem die Wehrmacht die böhmische Grenze überwalzt hatte?

Und vor allem, was ist mit denen, die auf Seiten ihrer böhmischen Nachbarn den Nazis aktiven Widerstand leisteten, dabei Kopf und Kragen riskierten und dann aufgrund ihrer nationalen Zugehörigkeit ebenfalls vertrieben wurden? Diese böhmische Lumperei, Nazis, Heydrich und Lidice hin oder her, ist unverzeihlich.

Nun, und gerade diesen Punkt suchte der Hradschin jüngst mit seiner Entschuldigungsofferte zu korrigieren. Kein Kniefall von Wahrschau, wohlgermerkt. Aber eine nette Geste, immerhin. Wenn sie nur nicht zur Unzeit käme. Aber wie denn, lieber Hübner, sagten Sie nicht, das wäre überfällig; sagten Sie nicht gerade oben: „Besser spät als nie?!“ Ja, richtig. Aber warum zum Kuckuck ausgerechnet im deutschen Wahljahr 2005, in dem die Wetten gegen die deutsche Sozialdemokratie mittlerweile 1:18 stehen?

Wissen Sie, da stinkt es über das Erzgebirge: Die Böhmen wissen genau, daß die revanchistisch unterwanderten und dominierten deutschen Landsmannschafts- und Vertriebenenverbände noch immer eine nicht zu unterschätzende Macht in Deutschland darstellen. Sie können sich an ihren zehn Fingern abzählen, wie das Klima zwischen Prag und Berlin – oder sollte man besser sagen: München – sehr zu Lasten Böhmens abkühlen wird.

Und also meinen sie es nicht ehrlich mit ihrem Unrechtseingeständnis dieser doch sehr umgrenzten Personengruppe. Diese Entschuldigung kommt nicht aus böhmischen Herzen, aus besserer Einsicht im Abstand der Jahre – nein, hier wird ein durch und durch politischer Akt vollzogen. Das Willy-Brandt-Haus soll gestützt werden und der CDU/CSU wird kolateral etwas Wind aus den Segeln genommen. Das aber heißt, die Opfer zu verhöhnern, ihnen ein zweites Mal eine runterzuhauen.

Böhmen und Stodoranen, oder „Heveller“, wie letztere von den Deutschen genannt wurden, sind Brudervölker. Ich, der ich ein reinrassiges deutsch-slawisches Mischblut bin, gestatte mir daher die Schelte an meinen böhmischen Vettern. Ich gestatte mir diese Kritik aus dem Blickwinkel, daß die Hälfte meiner Ahnen gleichfalls Opfer von Invasoren wurden und keinesfalls das Glück hatten, sich von diesen Räufern auf Dauer wieder ledig zu wissen. Und auch wenn ein Jahrtausend uns von der Trennung unseres gemeinsamen Stammes entfernt hat, die Verbundenheit der Brandenburg mit den Töchtern und Söhnen der Moldau bleibt – und berechtigt meiner Ansicht zufolge zu dieser harschen Kritik am Verhalten der böhmischen Vettern. Es wäre schön, wenn sie als solche gehört und verstanden würde.

## Böses von der blauen Isar

Jules-Francois S. Lemarcou

Schon im September des 2005er Jahres soll nun die überhastete Neuwahl zum Deutschen Bundestag stattfinden; da hört man wütendes Gekläff vom Isarstrand. Der Schöne Eddy, der sich zu seinem übergroßen Verdruß eingestehen muß, daß es in diesem Leben wohl nichts mehr werden wird mit der deutschen Kanzlerkrone, belfert über die Elbe hinweg in die mitteldeutschen Gaue. Er läßt zweideutig anklingen, daß er das frustrierte Volk der Osis für nicht geeignet hält, noch einmal zur Zusammensetzung eines deutschen Parlamentes zu votieren. Die Botschaft kam an. Von Rügen bis zur Zugspitze.

Aber nicht doch! So war's doch gar nicht gemeint! „Die Frustrierten“ – das war doch an die Adresse der Herrn Lafontaine und Gysi gerichtet, nicht wahr! Der blau-weiße Gott bewahre!

Mal ehrlich, liebes Auditorium: Hält hier irgend jemand den schönen Edmund ernsthaft für blöde? Wer das tut, sollte es zumindest nicht so laut sagen. Denn das könnte ganz fürchterlich nach hinten los gehen. Nur heillose Narren können glauben, daß einem Vollprofi und Strategen der Extraklasse wie Herrn Stoiber ein so plumper Ball vom Fuß rutscht.

Die Bild-Zeitung probt den Aufstand? Ick lach mir dod! Sie ist in diesem Falle das verlängerte Sprachrohr der bayerischen Staatskanzlei und transportiert genau die Inhalte, die ihr anheimgegeben wurden: Die Absicherung steht wie eine bayerische Eiche: Gemeint waren die Herrn Lafontaine und Gysi und nicht das ostelbische Stimmvieh – das hatten wir schon. Wenn sich dieses angesprochen fühlt, dann möge es bitteschön nur mal überprüfen, ob ihm der unmißverständlich geäußerte Sinn der Aussage gegen die beiden „abgehalfterten“ Newcomer klargeworden ist, in der aber auch nirgendwo vom braven Ossiwähler die Rede war. Nicht? Na also! Wirklich 'bißken unterbelichtet, was?

Tja, das ist der Vorteil, wenn man eine scheinbar unbedachte Äußerung so lala in einer Grauzone plaziert. Man lockt die Paranoiden aus der Reserve, die natürlich erst durch die BILD lauthals darauf hingewiesen werden müssen, daß sie soeben möglicherweise beleidigt wurden.

Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir eine Milchmädchenrechnung aufmachen wollen: Addiert man zu dem geahnten Effekt, der den Jammer-Osis ihre geistige Insuffizienz schlüssig nachgewiesen hat, nun die sich über fünfzehn Jahre noch immer prächtig haltenden Ressentiments aus dem Westen gegen das kolonisierte ostelbische Wildenreservat, dann kommt unter dem Strich eine prima Summe zustande: Während ich vielleicht die unartikulierte Stimme zweier Wilder aus dem Reservat verliere, fliegen mir mit Sicherheit die Stimmen von fünf zu kompetenter Überlegung fähiger Zivilisierter aus dem Westen zu, von denen eventuell vier noch zauderten.

Die Argumentation ist genial, denn sie nutzt die dünn-dumpfen Vorbehalte der westdeutschen Landsleute seit der Wiedervereinigung: die Osis haben die westdeutschen Renten- und Sozialsysteme kaputtgemacht, die Osis sind Schuld an der für Deutschland widernatürlichen, anhaltenden Wirtschaftskrise. Damit haben sie bereits mehr als genug Schaden angerichtet – gebt ihnen nicht die Chance, per Votum das Land endgültig zu ruinieren! Kein Wort davon, daß die Bundesrepublik viele Jahre vor der Wiedervereinigung bereits einen Lebensstil pflog, der weit über ihre Verhältnisse ging. Kein Wort von den natürlichen Effekten der Globalisierung. Nein, der Böse Dumm-Ossi muß als Schlagwort herhalten. Auf den Bösen Juden können wir ja seit jenem unglücklichen Holocaust

vor mehr als einem halben Jahrhundert nicht mehr zurückgreifen. Der Wahlkampf wird unwürdig. Unwürdig, weil er auf Machtversessenheit hinweist. Niemand traut dem rechten Filz eine Umgestaltung und Hinwendung zum Besseren zu. Was man ihnen jedoch durchaus zubilligt, ist die pure Machtgeilheit, das herrschen Wollen um jeden Preis. Wir bestreiten nicht, daß die Rechnung des schönen Eddy aufgeht. Dazu ist er nun mal viel zu sehr Profi in der Ersten Liga, als daß wir auch nur hoffen bräuchten, daß ihm mal so ganz aus Versehen mitten in der heißesten und entscheidenden Phase des Wahlkampfes ein derart gigantischer Fauxpas unterkommt.

Tun wir ihm den Gefallen und verweigern ihm die Stimme! Soll er mit Hilfe von ein paar nord-, west-, oder süddeutschen Hohlköpfen versuchen, aus dem Reich ein einziges großes Bayern zu machen. Nur eben – ohne uns! Diese Option müßten wir ihm schon der Fairneß halber einräumen. Denn leidet Bayern nicht bis auf den heutigen Tag unter den saupreußischen Verhältnissen, die zweiundsechzig Jahre lang, von 1871 bis 1933 das Reziprok dessen darstellten, was Herr Stoiber nunmehr anstrebt? Gönnen wir also der verwundeten bajuwarischen Volksseele diesen Traum! Erst nachdem die Krachledernen 1972 anläßlich der Münchner Olympischen Spiele von ihren Almen heruntergekraxelt kamen, dürfen sie überhaupt träumen. Und die Amis und knipsfreudigen Japaner lullen sie darin noch kräftiger ein, indem sie – in Unbildung und Ignoranz verharrend – schon jetzt den Freistaat sinnbildlich für das Reich halten.

Also was soll's? Lassen wir Edmund den Verhinderten schwadronieren! Im Grunde genommen ist es nichts weiter als ein künstlicher Sturm im Wasserglas. Nicht der Rede wert!

## Brandenburg an der Havel –

### die halbvergessene Slawenmetropole

K. K. Bajun

Man schrieb das Jahr 1929. Die Lange Brücke, die seit Jahrhunderten die beiden Städte Brandenburg über den Havelstrom hinweg verband, wurde neu und in Stein gebaut, und anläßlich ihrer Einweihung in Jahrtausendbrücke umbenannt.

Man feierte in diesem Jahre nämlich das eintausendjährige Bestehen Brandenburgs. Doch das ist im Grunde genommen alles Mumpitz! Im strengen Winter 928/929 kapitulierte die slawische Hauptfestung Brandenburgs zwar den Truppen des sächsischen Königs Heinrich I., aber von einer Stadtgründung war man noch weit entfernt. Der Sachse diktierte zunächst einmal einen milden Frieden und beließ die Brandenburg – so hieß die Burg damals – in wendischer Hand. Knez Bolilut, der amtierende Fürst (Knez – slaw. Fürst), durfte zunächst unter sächsischer Oberhoheit Erster seines Volkes bleiben. Er stellte seine Tochter Dragomira und seinen Sohn Tugumir als Geiseln an Heinrichs Hof.

Damit war gewährleistet, daß die Stodoranen, oder von den Deutschen „Heveller“ genannt, noch ein kleines Weilchen unbehelligt blieben. Deren Gott Triglaf konnte noch für ein paar Jahre dem Harlunger Berge präsidieren, ehe sein Tempel auf diesem markanten Hügel von einer wunderschönen, viertürmigen Basilika verdrängt wurde. Seither hieß der Harlunger Berg dann auch nach der Schutzpatronin jener Kirche Marienberg. Soweit, so schlecht! Zumindest für die einheimische Bevölkerung. Die neuen

Oberherren festigten ihren Einfluß zunächst mit Bestechung, dann mit Mord und später mit einer gigantischen Besiedlungswelle aus Richtung Westen. Doch noch einmal erhoben sich die slawischen Stämme gegen ihre Besatzer und den ihnen völlig wesensfremden christlichen Glauben, der ihnen der Unterdrückung wegen übergeholfen wurde. Für beinahe einhundertundfünfzig Jahre konnte man das sächsisch-christliche Joch abschütteln. Doch mit dem Übertritt des letzten Wendenfürsten Pribislaw-Heinrich zum Christentum ging den Slawen die Luft aus. Als Pribislaw-Heinrichs Nachfolger Albrecht der Bär das Ruder in der Mark übernahm, gaben die Glocken des Brandenburger Doms, der auf den Trümmern der einst stolzen Wendenburg erbaut wurde, den Slawen das Totengeläute. Das Land Stodor, das seit der Völkerwanderung den Havelslawen Heimat gewesen war, hört auf zu existieren. Was blieb, waren die Orts- und Flurnamen des Heveldun, wie der Stodoranengau auch genannt wurde, die in eingedeutschter Form überlebten.

Doch hat ein Volk nicht mehr Achtung und Respekt von den Nachgeborenen verdient? Für jeden etwas prominenteren Bürger der späteren Stadt steht eine Straßenbenennung zu Gebote. Aber was ist mit den früheren Kindern des Landes, die von fremden Invasoren zu Tode assimiliert wurden. Warum gibt es in der vereinigten Dreistadt Brandenburg an der Havel mal gerade eine winzige, versteckte Hevellerstraße, die noch dazu die deutsche Bezeichnung dieses slawischen Stammes trägt. Ein Triglafweg erinnert an die einst mächtige Gottheit und das war's! Keine Stodoranenstraße. Kein Bolilutweg im Angedenken an den letzten Verteidiger der Brandenburg.

Sucht man ein Denkmal für die unglückliche Dragomira, die – ein junges Mädchen noch – als politische Schachfigur mißbraucht und an König Heinrichs Hof als Geisel geschickt, dort dem Prinzen und späteren Kaiser Otto anverlobt und von diesem geschwängert, dann aber auf Lebenszeit in ein Kloster gepercht wurde, weil sie Ottos Heirat mit der englischen Prinzessin Edith im Wege stand – sucht man nun nach einer puren Erinnerung an dieses arme Slawenmädchen – dann sucht man vergebens. Gerade mal das Slawenboot, das von den Leuten der Beschäftigungsgesellschaft BAS zusammengebaut wurde, trägt ihren Namen. Doch ohne jede Erläuterung, ohne jeden Kommentar.

Brandenburg ist nicht 928 gegründet worden; nicht mit dem Verrat von Boliluts Sohn Tugumir, nicht um Elfhundert und ein paar Zerquetschten. Brandenburg existierte weitaus früher. Nicht als Stadt im heutigen Sinne. Aber was macht das denn schon? Brandenburg ist trotz seiner vielen Kirchen keine christliche Stadt, auch wenn sämtliche Historiker darauf hinweisen. Brandenburg hat eine fast ebensolange heidnische Tradition. An der Stelle von Triglafs Tempel stand vor der Völkerwanderung ein Heiligtum der Frigga, der Hera des Nordens. Es gibt einen Triglafweg, gut! Aber wo ist die Friggastraße, der Hermundurenweg, die Suebenallee?

Es tut not zu begreifen, daß diese Leute einst mit uns das Land teilten, das uns heut Heimat ist. Auch wenn sie wegzogen, wie die germanischen Sueben; auch wenn sie zu Tode assimiliert wurden wie unsere slawischen Mütter und Väter, ihre Seelen teilen noch immer dieselbe Scholle mit uns. Wenn wir das vergessen, werden wir nie dieser Scholle zugehören, obgleich wir ihr entstammen. Es sei denn, wir finden uns damit ab, diesen Boden auf eine Art und Weise in Beschlag zu nehmen, wie es die grasenden und widerkäuenden Rinder auf der Weide tun: mit leer glotzendem Blick, ausdruckslos, seelenlos. Heimatlosigkeit ist ein Fluch, eine Verkrüppelung, eine schwere Behinderung. Aber Heimat besteht nicht nur aus dem vertrauten Anblick der Flüsse, See und Wälder, der Dörfer und der Städte des Umkreises, in dem man aufwuchs. Das wäre zweidimensional, das wäre schal, das wäre

gehaltlos. Heimat setzt sich in die Dimension der Zeit fort. Sowohl in die Vergangenheit, als auch in die Zukunft. Zu dieser Heimat gehören eben auch die Menschen und Tiere und Pflanzen, die einst von diesem Lande lebten. Derjenige aber, der diesen Umstand nicht versteht, wird kaum in der Lage sein, seinen Nachkommen mehr als das schon seit den keltischen Ahnen berüchtigte Öde Land zu hinterlassen. Deshalb meine Anregung: Revitalisiert die Heimatliebe und -forschung der Zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts! Gebt der Erinnerung an die Alten in den künftigen Straßenbenennungen mehr Raum! Laßt das Wissen um die Ahnen und ihre Welt wieder Allgemeingut werden!

Das derzeit am rechten Havelufer entstehende Brandenburger Slawendorf, unweit des alten Dorfes Luckenberg, ist ein guter Anfang in die richtige Richtung!

---

## Brief an K. T.

B. St. Fjöllfross

Lieber geistiger Vater Kurt Tucholsky!

Es ist die Reichsbahn, die mir allmorgendlich die Muße gewährt, Deine herrlichen, spritzigen, geschliffenen und so überaus geistvollen Artikel zu lesen. Meine heutige Lektüre hast Du 1927 zu Papier gebracht. Beinahe achtzig Jahre ist das jetzt her. Mag sein, daß Du den ein oder anderen Text ebenfalls auf Reisen, in einem Coupee der Reichsbahn sitzend, in Deine Reiseschreibmaschine gehämmert hast. Bist Du auch mal über Magdeburg gefahren, an Brandenburg vorbei? Hast Du aufgeschaut? Dann ist das Weichbild der alten Chur- und Hauptstadt der Mark an Deinem Fenster vorübergeschwebt. Da grüßt der mächtige Dom mit seinem spätgotischen Helm über die sumpfigen Havelwiesen hinweg. Flankiert wird er durch die Hauptkirchen der Alt- und der Neustadt, St. Gotthard und St. Katharinen. Türme charakterisieren ein Stadtbild. Wenn ich acht Jahrzehnte später auf dieser seit dem letzten Kriege schmaler gewordenen Schienentrasse entlangfahre, so erkenne ich neben den beschriebenen Kirchen im Westen der Neustadt den traurigen Stumpf des Dominikanerklosters St. Pauli, der sich nun - Gott sei's gepffiffen und getrommelt - seit einigen Monden in neuer Schönheit wieder aufrichtet.

Da hattest Du es besser. Alles stand noch vor acht Jahrzehnten - bis auf die viertürmige Marienkirche auf dem Harlunger Berge. (Das Trauma des Verlustes dieser herrlichen Basilika wird Brandenburg für den Rest seiner Tage nicht verwinden.) Dennoch - ein schöner, ein kompletter Blick war Dir noch vergönnt. Neben dem großen Turm von St. Katharinen stand der hohe, aus rotem Backstein gemauerte und die St. Annenstraße bezeichnende Turm der Reichspost. Zwischen den beiden drängelte sich der Turm des Neustädtischen Rathauses. Auch St. Johannis war noch intakt. Du wirst kurz aufgeblickt haben und dann hast Du bestimmt Deinen Gedanken nachgegangen und weiter getipelt. Gerad' so, wie ich jetzt. Achtzig Jahre später...

Und, haben Sie Dich gelesen? Vater, haben sie Dich verstanden? Haben Sie sich danach gerichtet? Konnte der alles zerstörende Krieg, dieser unselige Sohn der menschlichen Dummheit, vor dem Du warntest für und für, verhindert werden? Wohl nicht. Zumindest nicht genug. Hat nicht gereicht. Deshalb gähnen jetzt so große Lücken in der Brandenburger Silhouette. Das ist die Quittung dafür, daß sie ignorierten, was Du zu sagen hattest. Es ist nicht Deine Schuld. Denn mehr als schreiben konntest Du nicht. Es ist wie

die Geschichte mit den alttestamentarischen Propheten: Das bockige Volk rebellierte gegen die Stimme Gottes und bekam regelmäßig in die Fresse. So lange, wie's dauerte, übten sie sich im Jammern, Klagen und Zagen. Dann ging derselbe Zirkus von vorne los. Unbeschulbar, Therapieresistent. Aber geht es letzten Endes um „sie“? Schau noch mal auf, Vater! Blick aus dem Fenster, wenn der Dampf der Lokomotive den Blick für kurze Zeit wieder freigibt! Siehst Du die Wiesen, die Havel Sümpfe? Siehst Du die Kiefern in der Abendsonne leuchten, wie von Schischkin gemalt? Schimmert da nicht der große Plauer See durch die alten Bäume, die Eichen, die Birken, die Linden, die märkischen Kiefern? Da huscht ein Dachs über den Waldweg, das Reh auf der Lichtung merkt kurz auf und äugt gespannt hinterher. Das hat Bestand! Das wird noch sein, wenn der Nackte Affe nicht mehr da ist, es zu verwüsten. Das wollen wir festhalten mit Zähnen und Klauen. Denn das ist der wahre Sinn des Lebens, daß wir uns dessen erfreuen sollen, solange der Herr der Welten uns Augenlicht und Sinne läßt.

Das Verhalten des Nackten Raubaffen ist ihm immanent. Das ändern wir nicht. Wir, WIR sind wichtig. Und zwar für die Zeit, die WIR da sind. Ob es von Bedeutung ist, Spuren zu hinterlassen? I wo. Wozu denn? Wie Du mal sagtest: „Es hat wenig Zweck, der reichste Mann auf dem Kirchhof zu sein.“ Und ob einem die Nachwelt hinterher jubelt, ist auch wurscht. Das Hier und das Jetzt ist wesentlich; plus die Verantwortung, die Welt für die Nachfolgenden lebenswert zu hinterlassen. Aber darüber hinaus? Das ist kein Appell, in den Tag hineinzuleben und den Lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen. Beileibe nicht. Es ist die Aufforderung, sich nicht an den sinnlosen Kampf gegen sich drehende Windmühlenflügel zu vergeuden. Für Dich, lieber Vater, kommt er zu spät. Und - zugegeben: Wie viele Deiner brillanten Artikel wären der Welt vorenthalten gewesen, wenn Du nach der Quintessenz dieser Maxime gelebt hättest?

Nein, Du hattest Recht. Man muß auch noch am nächsten Tage in den Spiegel schauen können. Und wenn man nicht ignorieren kann, dann muß man kämpfen. Nicht so sehr für die Therapieresistenten - für sich. Und das hast Du getan. Da drüben der Platz im Abteil - sieh, der ist noch frei. Setz Dich, alter Vater, und laß uns zusammen das schöne Havelland genießen, wie es an uns vorüber zieht... Und während Du in den etwas frostigen, frühherbstlichen Morgen hinausblickst, dem Entenpärchen hinterher, das sich nadelnd und gabelnd ins Schilf flüchtet, schiele ich nach meiner dünnen Fahrradjacke am Haken über meinem Sitz. Ich kann sie hängenlassen, denn ich habe Deine brillante Rezension des Büchleins „Histoires Naturelles“ von Jules Renard vor mir. Dich zu lesen, wärmt das Herz. Es wärmt durch und durch.

## Chaos in der Agentur für Arbeit

B. St. Fjollfross

Man möchte meinen, das Einzige, was heutzutage in deutschen Landen noch Progression zu verzeichnen hat, sind die Arbeitslosenzahlen, die allen Sanierungskonzepten der schwerkranken deutschen Wirtschaft täglich schneller davonzugaloppieren scheinen. Um so nötiger erschiene ein durchorganisiertes Arbeitsamt, welches sich aller Mittel modernster Kommunikation bediene, um seine Klientel in Lohn und Brot zu bringen. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Es gibt sie wohl, diese Bereitstellung modernster Datenwege – doch wie werden sie genutzt? Da wird beispielsweise ein Arbeitsloser, die bekanntlich kaum zu den Reichsten der Nation zählen, zu einem Gespräch einbestellt. Just vor dem Termin verunglückt die Sachbearbeiterin, die den Herrn Arbeitslosen gerne konsultiert hätte. Nun

wäre es ein Leichtes gewesen, dem Einbestellten kurzerhand telephonisch abzusagen. Wenn man denn seine Fernsprechnummer besäße. „Aber natürlich besitzt man die!“ werden Sie, die Sie eventuell schon mit dem endlosen Formulkram der Agentur für Arbeit zu tun hatten, einwerfen. „Wofür sonst würde man immer wieder und jedes Mal aufs Neue dieselben Bögen auszufüllen haben, gespickt mit allen persönlichen Daten. Und immer und immer wieder hämmern die Angestellten der Agentur die gleichen Datensätze in die Agentureigenen Rechner. Da müssen sie ja dann wohl präsent sein!“

Müssen sie nicht. Statt dessen finden sich in der Maske des vorbenannten Arbeitslosen ominöse Nummern, die derjenige selbst noch nie gesehen hat. Kein Wunder also, daß man ihn nicht erreichen konnte. Macht nichts. Irgendwann gesundet die Dame von der Agentur und ist Gott sei Dank wieder arbeitsfähig. Nun beginnt das Spiel von neuem! Einbestellung! Der Arbeitslose hingegen hat einen Job in Aussicht – selbst besorgt! Das Gespräch entbehrt somit jeder Notwendigkeit. Der Arbeitslose möchte das der Dame vom Arbeitsamt mitteilen. Ihre Nummer hat er ja – sie steht auf ja auf jedem Korrespondenzbogen. Er ruft an und – hat das Servicecenter der Agentur für Arbeit in Cottbus am Ohr.

Diese Erfindung ist nun ganz etwas Besonderes. Am ehesten ließe sie sich mit der Jerusalemer Klagemauer vergleichen: Sabbeln Sie, was Sie wollen! Vielleicht hört's der Herr, vielleicht auch nicht. Sie können auch, um sicher zu gehen, einen Wunschzettel in die Mauerfugen stopfen. Da bleibt er dann, bis er verrottet. So funktioniert das in Cottbus auch. Sie reden, man hört Ihnen zu. Man klackert auch etwas in die Rechner. Wo die Nachricht aber hinkommen soll, da kommt sie nie an! Hat man zu Cottbus gleich in den Papierkorb geschrieben? Funktioniert die Datenübermittlung nicht, oder halten die regionalen Sachbearbeiter ihre Mailpostkästen für überflüssigen Schmonzes?

Es kommt kein Rückruf, keine Bestätigung, kein gar nichts! Wir gelangen zu dem Eindruck, daß sich die Mitarbeiter der Agentur für Arbeit hauptsächlich damit befassen, Daten zu erfassen um sie gleich hernach wieder zu löschen. Nur die Daten, mit deren Hilfe man den Arbeitslosen die Bezüge kürzen kann, die werden in Granit gemeißelt. Die Frau unseres Arbeitslosen hat es nun auch erwischt. Nachdem sie erkrankte, wurde sie gefeuert. Nichtsdestotrotz kam sie ihrer Pflicht nach, sich beim Arbeitsamt zu melden. Die Erkrankung hielt an – so nahm das Arbeitsamt ihre Daten dankend aber mit Bedauern entgegen: Sie stünde nicht dem Arbeitsmarkt zur Verfügung; also sei sie kein Fall für die Agentur. Krankheit vorbei. Arbeitsamtsbesuch obligat. Frage an das Servicecenter (an wen sonst...?) „Muß ich erneut einen Anmeldebogen ausfüllen?“ Antwort: „Nein, müssen Sie nicht. Wäre ja albern. Ihre Datensätze sind doch alle schon da!“ Klingt logisch und daher - verdächtig! Nichts in dieser Agentur wies nach unseren Erfahrungen bisher auf logische Abläufe hin. Wir konnten eher das Gegenteil beobachten. (Natürlich mußte die Dame einen neuen Anmeldebogen ausfüllen...!)

Das einzige, was uns folgerichtig erscheint, ist die fortwährende Umbenennung der Einrichtung. Ähnlich wie ein Halbweltvertreter sich des Öfteren mal ein neues Pseudonym zulegt, wenn das alte verbrannt ist, so scheint das auch hier zu funktionieren. Aber das ist alles Blendwerk und Gaukelei. Die Arbeit der Angestellten der Agentur soll effizienter zum Wohle der Arbeitslosen gestaltet werden. Man wimmelt Telephonierer ab, um den Sachbearbeitern den Rücken für ihre eigentliche Tätigkeit freizuhalten und dieser neue Wind soll auch einen neuen Namen haben. Bis dahin ist auch alles ganz gut angedacht. Nur – das System müßte auch arbeiten. Und die nächste zu klärende Frage wäre, woher die Angestellten der Agentur für Arbeit

bei einem kollabierenden Arbeitsmarkt neue Arbeitsplätze hervorzaubern sollen? Mummenschanz! Gemessen an ihrer Effektivität erscheint uns die Agentur für Arbeit schlichtweg eine zu luxuriöse und sinnlos teure Einrichtung. In Zeiten, in denen der Dampf aus dem Wirtschaftsballon Bundesrepublik Deutschland 'raus ist, sollte man intensiv darüber nachdenken, welcher Ballastsäcke man sich schnellstmöglich entledigt, ehe wir allesamt auf dem Acker aufschlagen. Kostspielige Institutionen mit geringer Erfolgsquote sollten die Prioritätenliste anführen!

---

## Charlottenhofer Schweinequäler

B. St. Fjöllfross

Die zweite Julihälfte 2005 ließ das regionale Tageblatt Märkische Allgemeine die schlimme Nachricht überbringen, daß im Plauer Ortsteil Charlottenhof Verbrecher in eine Stallung einbrachen und ein Schwein so marterten, daß dem Halter des Tieres nur die Notschlachtung blieb, um das arme Tier von seinen fürchterlichen Qualen zu erlösen.

Hier endet der Weg des milden Buddhismus! Die Halunken mögen geisteskrank sein. Das wollen wir nicht bestreiten. Dennoch - solche Leute verdienen kein Mitleid! Zum Henker mit ihnen! Vom Schinden eines Schweins bis zum Umbringen eines Menschen ist es nur ein winziger Schritt. Deshalb sagen wir: Diese Lumpen sind entartete Zellen der menschlichen Gesellschaft. Krebsgeschwüre. Und wie diesen sollte ihnen die Gesellschaft zu Leibe rücken! Es gibt keinen Platz für ehrlose Sadisten, die sich an hilf- und wehrlosen Mitkreaturen vergreifen! Damit meinen wir das gesamte Spektrum vom Katzenquäler über den Pferdestecher bis zum Kinderschänder. Sie stutzen? Das Gesindel ist dasselbe. Es sind böartige Dämonen, denen jede Achtung vor dem anderen Gottesgeschöpf fehlt. Sie sind Fehlkonstruktionen der Natur. Die Menschenwürde sei unveräußerlich? Blödsinn! Verbrecher werfen ihre gottgeliehene Menschenwürde fort. Sie verzichten auf diesen Adel aus freien Stücken! Deshalb fordern wir ein radikales Umdenken in der Bewertung des Umgangs mit diesen Kujonen!

Wie sind es leid, dieses ganze sentimentale Gejaule um solche Schelme. Eine ganze Wissenschaft und Heerscharen von Kosten verschlingenden Therapeuten sorgen sich um die Resozialisierung solcher gestörter Irrer. Das ist verschwendetes Geld. Jagt das Pack aus der Gesellschaft heraus! Sperrt sie in Gegenden, aus denen sie nicht mehr herauskommen und unter sich sind. Sollen sie sich untereinander das Leben zur Hölle machen, ohne die geringste Chance, jemals wieder einem Menschen oder einer Kreatur Leid zuzufügen. Spuckt das Gesindel an und weist ihnen die kalte Schulter! Ächtet sie!

Doch dazu müßte die Gesellschaft eine andere sein. Sie müßte moralisch integer einherkommen, um sich von solchen Strolchen gerechtfertigt separieren zu können. Das aber ist sie gerade nicht. Sie bietet ganz im Gegenteil mit ihrem galoppierenden Werteverfall den Humus, auf dem diese Canaille gedeiht. Als der Mensch noch für Gottes Ebenbild galt, als sich die Gemeinschaft der Menschen noch den Geistern und Göttern der Natur verpflichtet fühlte, und sich bei jedem Vieh entschuldigte, wenn man es zum eigenen Überleben töten mußte, in diesen Tagen hätte man das Pack aus der Mitte der Gemeinschaft hinausgedroschen. Diese erbärmlichen Kriminellen sind nicht anders zu bewerten, als jene Fuhrunternehmer, die Schweine und Rinder sinnloser Weise quer durch die Länder dieser Welt kutschen, was für das Vieh ein Höchstmaß an Streß und Quälerei bedeutet. Ächtet sie! Ächtet sie! Ächtet sie!

---

## Das Ende der Wegwerfgesellschaft

S. M. Druckepennig

Als nach dem letzten großen Kriege der Torso des Deutschen Reiches für vier Jahrzehnte zwei deutsche Staaten gebar, nahmen diese von der ersten Minute ihres Bestehens völlig unterschiedliche Entwicklungen.

In der DDR wurden - gleichwohl man sich permanent und lautstark von ihnen distanzierte - die preußischen Tugenden revitalisiert, von denen sich Westdeutschland mit einem Jubelschrei zu lösen begann. Die Rheinrepublik war glücklich, durch die historischen Umstände dem Würgegriff Berlins entronnen zu sein und wirtschaftete unter der Anleitung Professor Erhards los, was das Zeug hielt.

In Ostelbien wurden die Karten anders gemischt. Wo drüben die Amis reinbutterten, saugten hierzulande die Russen ab, was nicht niet- und nagelfest war. Das Fünfjahrplan(un)wesen der Russen und der Nazis bildete die Grundlage eines Wirtschaftssystems, dem der Mangel beinahe von der ersten Minute an ein ständiger Begleiter war. Was man besaß, das verlangte nach Pflege, nach Erhaltung, nach Umsicht. Denn der Konsum war eingeschränkt.

Das führte letztendlich dazu, daß die DDR-Bürger große Summen ostdeutschen Geldes auf ihren Konten bunkerten, das seine Kaufkraft zwar weniger in einem inflationären Werteabfall einbüßte, dennoch aber durch das schlichte Nichtvorhandensein von käuflichen Gegenwerten zu belächelten Alu-Chips verkam. Etwas wert war nur die Mangelware, so man es fertigbrachte, sie zu ergattern. Man hegte, man pflegte, man putzte und schraubte und reparierte - das geht doch noch, das hält doch noch, das kann man doch noch wiederverwenden. Notfalls wurde ein Ersatzteil selbst gebastelt, ein Kabel überbrückt, eine Bruchstelle verklebt - der Ostdeutsche war im Allgemeinen Meister in der Erhaltung von Gebrauchsgegenständen.

Ja, da überkam die reiche Verwandtschaft aus dem Westen das briete Grinsen: Diese armen Flickschuster...! Genüßlich zerdrückten sie die Blech-Bierdose vor den begehrlischen Augen der Vettern aus dem Osten, während sie berichteten, wie sie sich gerade eben wieder einen neuen Toaster gegönnt hatten. Der fiel beim Kauf des neuen Wagens mal eben so mit ab - der alte war ja nun schon über ein Jahr alt und sah einfach mal nicht mehr chic aus. Neu, neu, neu. Alles mußte neu sein. Wer unter den mit Westverwandtschaft geschlagenen Osis kennt nicht das beschämende Hochgefühl, wenn einem dann mit generöser Geste der Ausgediente überreicht wurde. Nunmehr konnte man mit einem Westtoaster prahlen - fast neu - und doch kam man aus dem Staunen nicht heraus, wie gut es wohl denen Drüben gehen mochte, daß sie so herumaasen konnten.

Fragte man sie nach dieser Verschwendung, so erhielt man meist die Antwort, das müsse so sein. Nur die Binnennachfrage kurble eine Wirtschaft an. Kredite und Konsum - das seien die Schlüsselbegriffe des Erfolgs. Und wer wollte daran ernsthaft zweifeln - gehörten doch die reichen Vettern vom Rhein zu den Wirtschaftsmusterknaben der Welt. Genüßlich ließen sie ihre Wänste im Jahr zweimal bei den Negern bräunen. Und die brachten den Cocktail an den Swimmingpool: „Hat der Massa, Sahib, Señor noch einen Wunsch?“ Und da wären wir bei einem der wichtigsten Erfolgsgründe der westdeutschen Nachkriegswirtschaft: Der Kolonialismus begann sich gerade eben erst zurückzuziehen, der Neokolonialismus strebte seiner Machtentfaltung entgegen, die Rohstoffe waren billig, Neger, Kuli und Latino vegetierten in bitterster Armut und garantierten so den aberwitzigen Reichtum des Nordens. Um die Jahrtausendwende begannen sich die Dinge zu wandeln. Was in der Geschichte der Menschheit bislang ohne Beispiel

war, zeichnete sich in Asiens Osten ab: Eine Großmacht der Vergangenheit kehrte zurück. China erwachte. Das bevölkerungsreichste Land der Erde ließ seine Nationalwirtschaft boomen und saugte mit einem riesigen Rüssel, was an Ressourcen auf den Märkten des Planeten feilgeboten wurde. Vor allem fossile Brennstoffe standen auf dem Speiseplan der Chinesen.

Das führte zu einer enormen Verteuerung dieser Energieträger mit durchschlagendem Effekt auf die verwöhnten westeuropäischen Nationalökonomien. Koinzident traf dieser schwere Schlag auf eine gewisse, schon den Ansatz des Morbiden zeigende Dekadenz, die den traditionellen Wirtschaftssupermächten schon seit einigen Jahren schwer zu schaffen machte. Die U.S.A., Japan, Westeuropa begannen einzuknicken. Ganze Wirtschaftszweige brachen unter großem Getöse weg, wie beispielsweise die amerikanische Automobilindustrie um Detroit herum, die Kohlezentren in Wales und Nordrhein-Westfalen. Rien ne va plus.

Dennoch klebte die Mentalität der einstigen Herren der Welt an ihren in den fetten Jahren angezüchteten Vorstellungen. Kredit und Konsum - das oberflächliche Dahinleben auf Pump und großem Fuße waren nach wie vor Staatsraison. Doch nun hat wohl auch der letzte Deutsche begriffen, daß die Dinge sich grundlegend gewandelt haben. Eine Tendenz beginnt einzusetzen, wie sie jedem gedienten Ossi noch immer geläufig ist. Ade, du Wegwerfgesellschaft, die du einst der einzige Garant für immer neuere, immer leistungsfähigere, immer schickere Produkte warst und den Wirtschaftsmotor am Brummen hieltest. Das Handwerk kann sich auf eine Renaissance freuen und die Landsleute von der Weser bis zur Donau werden staunend alte Bastelfähigkeiten wiederentdecken. Schuh kaputt?

Fort damit und neugekauft? Das war einmal. Ab jetzt wird der Schuster wohl wieder mehr Besuch bekommen. Doch husch zurück in die Gute Stube: Im Fernsehen läuft gerade eine der Selbsterfindungen, wie sie derzeit aus dem Boden schießen, wie Pilze nach einem Spätsommerregen. Und so zieht sich der Rote Faden durch die Republik. Die Haushaltsgeräte werden älter. Desgleichen die Automobile auf der Straße. Die Leute halten ihr Geld zusammen - nicht ahnend, daß ihnen der Sparstrumpf im Falle eines Börsencrashes oder einer Währungsumstellung auch nichts mehr nutzt. Es ist wohl auch mehr ein Akt der Verzweiflung.

All das, diese ganze Entwicklung, war für einen nüchternen und kühlen Beobachter seit der Mitte der Siebziger Jahre völlig klar. Es mangelte nicht an warnenden Stimmen. Rücklagen wurden gefordert, schonenderer Umgang mit den vorhandenen Ressourcen, Eindämmung der Verschwendungssucht. Einige zaghafte Schritte wurden begonnen. Das Duale System und Recycling wurden Schlagworte, erneuerbare Energie war bald in aller Munde. Aber es reichte nicht. Zu tief saß der alte Dünkel. Jetzt steht der Bundesrepublik Deutschland das Wasser bis zum Halse. So, wie der Gemeine Ossi vor fünfzehn Jahren auf „Wessi“ umschulen mußte, so beginnt jetzt das erzwungene große Umdenken im Westen der Heimat. Mit dem Unterschied, daß Sparen lernen saurer ist als Verschwenden.

So traurig das Ganze ist, so verbirgt sich für uns Ostelbier dahinter eine gewisse Genugtuung. Die Zeit der westdeutschen Großmäuligkeit, die sich in nichts so prägnant und abstoßend formulierte, wie in Egon Bahrs Ausspruch, daß man sich mit westdeutscher Wirtschaftskraft im Falle der Wiedervereinigung die DDR als Vorgarten zulegen könne, ist abgelaufen. Jetzt können die vormals reichen Vettern hübsch bescheiden zwischen Rügen und Erzgebirge in die Schule gehen - und lernen, wie man aus Kehrlicht Gold macht. Es bleibt zu hoffen, daß diese Roßkur der Nation heilsam anschlagen möge.

## Der böse Geist der Telekom

### Ein deutscher Horrorschinken - demnächst in Ihren Wohnzimmern?

Don Miquel Barbagrigia

Heute entführe ich Sie in einen Alptraum. Vergessen Sie Hitchcock, Dracula oder Frankenstein! Ich habe was Besseres. Schließen Sie die Augen und folgen Sie mir in ein Gruselkabinett der besonderen Art: Sie stehen in einem leeren Raum, umgeben von riesigen, schmalzig und mechanisch grinsenden, magentafarbenen Robotern, die immerfort brabbeln: Wir freuen uns, Sie als Kunden..., wir bedauern, daß wir Sie als Kunden..., wir würden gern..., wir hätten gern...! Letzteres stimmt sogar. Sie hätten gern - Ihr Geld. Und das holen sie sich. Unbarmherzig. Ob sie das dürfen oder nicht, interessiert sie einen feuchten Kehrlicht. Wozu denn auch! Solche Erwägungen wären menschlicher Natur, würden Herz und Verstand voraussetzen - was haben Roboter mit solchem Kinkerlitz zu tun? Und was haben Menschen im Verwaltungsapparat der Telekom und ihrer Tochter T-Online zu suchen? Nichts, werden sie vielleicht aus Erfahrung sagen. Und damit haben Sie so unrecht nicht.

Sie sind des Horrorgenres müde und wollen abschalten? Zurück zur Normalität? Ja, das ist ja das Grauenhafte. Das was ich Ihnen nun berichte - das ist die Normalität. Der Alptraum ist real. Seien Sie tapfer und folgen Sie mir ins Reich der magentafarbenen Finsternis - ein armer Doktor aus dem altmärkischen Gardelegen mußte da leibhaftig durch - wie einst Don Quijote rannte er tapfer gegen die Windmühlen des größten Kommunikationsdienstleisters der Welt an, die sich unberührt im kalten Sturm von Ignoranz und Dummheit und völligem Desinteresse drehen. Francesco Goya unterschrieb eine seiner weltberühmten Lithographien mit: El sueño de la razon nace monstros! Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer! Wie recht er damit hatte, werden wir im Folgenden begreifen: Nun, Licht aus, Film ab:

Gardelegen an einem kalten ersten Februartag im Jahre des Herrn 2005: der frischgebackene Arzt L. zieht aus der Hauptstadt in das schöne Altmarktstädtchen. Bevor er das tut, noch im bitterkalten Januar, meldet er brav bei der Deutschen Telekom seinen Hauptstadttelphonanschluß ab. Das alles geschieht fernmündlich. Wo könnte man besser von den Segnungen der Fernsprechtechnik profitieren, als bei ihrem Betreiber selbst! Das „Fräulein vom Amt“ nimmt alles entgegen und versichert dem scheidenden Doktor, daß er auch in der westelbischen Provinz einen Telekom-Anschluß erhalten könne.

Nur mit dem DSL, das erfährt er bei einem weiteren Anruf bei dem Telekomproß T-Online International, das sei dort noch nicht so ganz in trockenen Tüchern. Das würde wohl nichts werden. Doch nichtsdestoweniger könne man schon die Freischaltung des Anschlusses an der neuen Adresse bewerkstelligen. Sei sie bezogen, käme umgehend ein Techniker vorbei, prüfe die ISDN-Fähigkeit, teile die neue Anschlußnummer mit und dann - munter drauflos geschwätzt. Und so geschah es. Das DSL, tja, herrje, nun also, wenn er den mit der Abmeldung seines Berliner Anschlusses gleich mit kündigen wolle, dann sei das gar kein Problem. Ist notiert! Wird gemacht! Wunderbar. Ist doch ein schönes Gefühl von Geborgenheit, von einem so kompetenten Dienstleister begleitet zu werden. Frohgemut zieht also unser wackerer Jungarzt seiner neuen Heimat entgegen. Eine Idylle empfängt ihn. Großaufnahme. Blauer Himmel, der Frühling kündigt sich an - es könnte schöner nicht sein. Wer achtet schon auf die kleinen dunklen Wölkchen, die sich am Megentahimmel abzeichnen. Doch das Gewitter braut sich schon über unserem noch ahnungslosen Helden zusammen. Die Leiden des jungen L. beginnen mit einem Anruf am 10. Februar. Ja, ja, die Iden

eines Monats... die haben schon dem großen Cäsar nichts wie Scherereien gebracht. Mit diesem Anruf bei der obgemeldeten T-Online bekundet Herr L. seinen Wunsch nach erneuter Versorgung mit dem superschnellen Internetzugang DSL-Flatrate. Denn zwischenzeitlich wurde ihm die Kunde zuteil, daß Gardelegen eben doch mit entsprechenden Möglichkeiten ausgerüstet sei. Er braucht das DSL, sowohl privat als auch beruflich. Er ist nachgerade darauf angewiesen.

Das Verhängnis nimmt seinen Lauf! Am 18. März liegt eine Rechnung im Briefkasten, die folgende Posten erhebt: (Rechnungsnummer 979 586 9833) Leistungsnummer: 15514: Nacherhebung T-Online-Entgelte; Leistungsnummer: 19112: Grundgebühr T-Online-dsl-flat). Na sehen Sie, werden Sie jetzt sagen, geht doch! Der Haken ist nur der: Unser Doktor hat überhaupt kein DSL! Er soll für etwas bezahlen, was er noch gar nicht bekommen hat! Na ja, kann ja mal vorkommen. Irren ist menschlich. Man klingelt einfach bei der T-Online durch und klärt die Sache. Ist doch kein Aufwand.

Am anderen Ende meldet sich der T-Online Vorgesetzte Becker, zu dem man verbunden hat. Ein unfreundlicher Zeitgenosse. Der schnattert ein paar Paragraphen aus den Allgemeinen Geschäftsbedingungen AGB herunter und erzählt etwas verwirrt von einer Nutzung der DSL-Flatrate in Gardelegen seit - halten Sie sich fest: dem 22. Juli 2002! Zur Erinnerung: Mittlerweile schreiben wir das Frühjahr des Jahres 2005. Ist Herr Becker der Mann, der aus dem Eise kam? Nicht ausgeschlafen?

Deshalb so schlechte Laune? Beckerchen, nu mal die Augen auf: 2002 war DSL für den Raum Gardelegen noch Utopie und unser damaliger Berliner Studiosus L. hätte keinen blassen Schimmer gehabt, wo Gardelegen auf der Landkarte überhaupt zu finden sei. Doch solche Spitzfindigkeiten können das böse Beckerchen nicht aus der Konzeptlosigkeit bringen. Statt dessen wird Beckerchen bockig und knallt den Hörer in die Gabel. Verfluchter Kunde! Soll das Maul halten und zahlen und nicht mit sophistischem Firlefanz nerven. Mag auch sein, Herr Becker war ein Phantom aus der anderen Welt. Jedenfalls war er in der Unstrigen nicht recht zu Hause und fortan nicht mehr auffindbar.

Derweil telefoniert sich unser verschreckter L. durch die Lande und gerät irgendwann - es muß auch ein paar Lichtpunkte in unserem Horrorschinken geben - an den netten Herrn G. von der Telekom. Der sagt, eine DSL-Anschlußfreischaltung existiere bereits seit dem 8.März 2005. 8.März - Internationaler Frauentag! Ein Blumenstrauß für die Dame Telekom!

„Aber warum kann ich ihn dann nicht nutzen!“ greint unser L. mit weinerlicher Stimme. „Nu,“ sagt Herr G., „das ist Sache der T-Online. Ich gebe Ihnen da mal ‚ne Nummer.“ Zurück ins dunkle Dickicht der AGB, allwo der böse Becker lauert? Nee, da schicken wir doch lieber den reitenden Boten. Flugs ein Papier verfaßt, den Sachverhalt geschildert - und ab damit nach Darmstadt- ins lichte Schloß der T-Online. Und siehe, es fruchtet. Ein Friedenstäubchen kommt zurück, im Schnäbelchen ein Brieflein, von der T-Online ein lieber Gruß: man könne zwar keine Ungereimtheiten feststellen, aber damit dem lieben kleinen L. die Tränchen trocken: ein Kullerkeks und 25 Euro Nachlaß. Das Brieflein schließt mit den herzigen Worten: Sehr geehrter Herr L., wir freuen uns, daß wir Ihnen in dem vorliegenden Einzelfall entgegenkommen konnten und wir Sie weiterhin zum Kreis unserer zufriedenen Kunden zählen dürfen. Na, kleiner L.? Alles wieder gut? Dann geh wieder schön spielen! Aber L. ist bockig.

Man verhöhnt ihn auch noch in seinem Elend! Wieder schreibt er, der Quengelquerulant! Er schreibt, man habe ihm wohl nicht recht zugehört. Nirgends eine Bezugnahme auf die von ihm geschilderten Probleme. Er wolle keine Kullerkeks, er wolle endlich seinen DSL-Anschluß und erst ab dem Tag der ersten funktionstüchtigen Freischaltung für diese Leistung bezahlen und nicht vorher! Basta!

Man habe seinen Auftrag am 10. Februar entgegengenommen, man habe ihm die Zusendung eines DSL-Komplettpaketes für die nächsten Tage versprochen. Nichts sei passiert. Und überhaupt, nach Auskunft der Telekom sei der Anschluß erst am 8. März freigegeben worden, was aber gar nichts nutze, denn was soll er damit, wenn ihm keiner ein DSL-Modem liefert, welches zur Nutzung unerlässlich sei? Nach Auskunft der T-Online soll es wohl bei der Auslieferung besagter Modems zur Zeit enorme Engpässe geben. Aber bezahlen soll er seit 2002 ununterbrochen, als sei er nie umgezogen. Was soll das? Wollte man ihn ärgern, quälen, peinigen?

Aber nicht doch, kleiner L., du ungezogene Range. Man will doch nur, was alle Welt will: dein Geld will man, und das möglichst, ohne etwas dafür zu tun. Nun sei doch nicht so uneinsichtig und bezahle endlich!

Doch der Schlingel denkt nicht daran und queruliert munter in einem Fort. Er murrte, es sei nicht seine Sache, wie Mutti Telekom und Tochter T-Online ihre Aufgaben untereinander aufteilen. Es läge nicht in seiner Verantwortlichkeit, wenn ihm die eine zwar den Anschluß zur Verfügung stelle, die andere aber das Modem nicht rausrücke! Für ihn zähle nur, wann er durchs Internet sausen kann. Und das kann er nicht. Also will er nicht bezahlen.

Halt mal! Spielen Mutti und Tochter etwa Fangeball mit ihren Verantwortlichkeiten, und der kleine Depp in der Mitte kann gegen ein gepfeffertes Entree zusehen, ob er den Ball irgendwo erhaschen kann? Es macht den Anschein. Doch der Balljunge wird müde und des Spieles leid: Er geht beim Onkel Vorstand petzen. Der soll die beiden großen Stänkerfritzen zur Raison rufen. Und überhaupt, dieser komischer Dienst „onSport Insider“, den er einmal nutzte ohne sich daran erinnern zu können, jemals auf eine Kostenpflichtigkeit hingewiesen worden zu sein, denn will er auch nicht mehr. Kahlschlag! Tabula rasa! Wenn ihr nicht aufhört, mach ich nicht mehr mit, bättsch!

Da ist sie, die unverhohlene Drohung, den teuren Spielplatz zu verlassen. Das macht Eindruck, wetten...? Nee, nicht wirklich! Onkel Vorstand ist wohl schon senilkonfus, denn er brabbelt denselben Unfug, den seinerzeit das Phantom Becker aus dem finsternen AGB-Wald mit hohler Stimme raunzte: „Nutzung seit... keine formgebundene Kündigung. rückwirkend geht nicht... zahlen mußst Du!“

Quengel- L. wird langsam grimmig. Das geht zu weit! Noch einmal greift er zornig zur Feder und donnert wütend die Essenz dessen zu Papier, was er seit Wochen gebetsmühlenhaft wiederholt! Wir lesen erschüttert in einem Dokument der Verzweiflung: „Ein Kunde, der Inhaber einer DSL-Flatrate ist, stellt den Antrag auf eine DSL-Flatrate, diese nutzt er mit einem Modem der „ersten Generation“ (das besaß er noch aus glücklichen Berliner Tagen. Anm. des Verfassers), an einem Ort an dem dieses Modem mit den vorhandene Leitungen gar nicht kompatibel ist, seit einem Zeitpunkt, an dem an diesem Ort überhaupt keine DSL-Technik zu Verfügung und er an diesem Ort überhaupt noch nicht wohnte oder auch nur je von ihm gehört hätte, und das ausschließlich via Telefon, durch die ihm bei wesentlich schlechter Übertragungsrate dann zusätzliche Kosten entstehen. Soviele Widersprüche hätten Ihnen auffallen müssen, sie werden von Ihrem Unternehmen ignoriert.“

„Ich mag nicht mehr, ich steige aus, ich geh woanders spielen.“ Doktor L. hat die Schnauze voll! Kann man den Widersinn der Angelegenheit noch deutlicher formulieren? Kapierten die jetzt endlich? Ob jetzt der Knoten platzt? Nun, trocken akzeptiert die Telekom mit mechanischem Bedauern die Kündigung ihres Anschlusses zum 30. Mai 2005 um 23:00 Uhr. Gott sei Dank. Zu Beginn der Geisterstunde sind alle frei und die Dämonen können nach einem neuen Opfer Ausschau halten.

Happy End? Abspann? Denkste! Eine Stinkbombe haben sie noch, die schmählich verlassenen Bösen: Mit der Mine völliger Unschuld schreiben sie am 01. Juno an den kleinen Trotzkopf L.: ...Da wir unsere Leistungen stetig verbessern möchten, sind wir an Ihrer Meinung interessiert. Deshalb melden wir uns in den nächsten Tagen noch einmal telephonisch bei Ihnen, um die Gründe, die zu Ihrer Entscheidung geführt haben, besser zu verstehen.“ Der Dienst „onSport Insider“ verunziert übrigens ungerührt weiterhin die monatlichen Rechnungen.

In L.s Pupillen beginnen so kleine Geräte wie Morgenstern, Streitaxt, Armbrust und Bihänder wild zu kreisen. Weißer Dampf entquillt den Ohren des Gemarterten. Man sublimiert den Hohn. Warum? Gibt das Böse nie klein bei? L. fühlt sich klein und machtlos gegen so viel fette Ignoranz. Wälz einer den bösen großen Drachen aus dem Weg! St. Siegfried, St. Georg, St. Michael - alle großen Drachentöter, helft! Nein, sie helfen nicht. Sie hören nicht. Sie sind entweder tot oder Mythos. Aber halt! Einen gibt's! Natürlich: St. Arcor! Mit wütendem Schnauben bittet der geschundene L. den Telekommunikationsdienstleister Arcor um Hilfe und einen funktionierenden DSL-Anschluß. Arcor sagt zu und springt mit strahlender Rüstung und frohgemut in den Kampf.

Doch der alte Drache versteckt sich nicht nur im AGB-Gestrüpp, er hockt auch auf dem Zuleitungsnetz. Und bevor er dieses lauschige Plätzchen nicht freigibt, kann Ritter Arcor hoch und niedrig hopsen - da tut sich gar nix. Arcor bittet und bittelt. Drache Telekom grinst genüßlich, der Anschluß sei ja frei, Arcor brauche nur zuzugreifen. Arcor greift zu und zieht - eine Fehlermeldung, und noch eine und noch eine und noch...

Haben Sie schon mal gehört, wie das klingt, wenn Drachen lachen? Schaurig, das sage ich Ihnen. Ich bin nun über das ganze Gezänk ein alter, alter Mann geworden. So wie der einst junge L. Wir wissen beide nicht, ob wir noch das Ende des Dramas erleben werden oder darüber einen unzeitgemäßen Tod erleiden. Sei es wie es sei. Eines wird uns überleben: Das Prinzip Hoffnung: Denn die Hoffnung stirbt immer zuletzt!

## Deutschland geht beim Italiener...

### Zur vorgezogenen Bundestagswahl 2005

Don Miquel Barbagrigia

Es ist ein alter Hut: degenerierende wirtschaftliche Verhältnisse ziehen in aller Regel ein politisches Chaos nach sich. Nachdem sich im Zuge der ökonomischen Globalisierung die Sozialdemokratien Europas mehr und mehr von den Bühnen des Abendlandes verabschieden, weil sie ganz einfach ihrem traditionellen Anspruch nicht mehr gerecht werden können, versuchen ihre Repräsentanten noch ein wenig an ihrem Sessel zu kleben. Wenn der wackelt, dann wird er aus taktischen Gründen geräumt, weil man um seine Instabilität weiß und damit rechnet, daß er auch für die Opposition zum Schleudersitz werden muß. Was sollen die auch anderes machen? Das

Geld ist nun mal alle. Die Staatsverschuldung hat astronomische Ausmaße erreicht und es besteht keine erstzunehmende Aussicht mehr auf einen seriösen Schuldenabbau. Um in die Zukunft zu schauen, reicht ein Blick in die Vergangenheit, respektive in das Land jenseits der Alpen. Italien in der zweiten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts – das war ein immerwährendes Kommen und Gehen in den Regierungspalästen. Es wurden nicht nur große, nein, größte Koalitionen gekleistert – vom „schmieden“ wollen wir hier nicht sprechen – die um so handlungsunfähiger wurden, desto mehr Parteien sie in ihren Reihen vereinten.

Aber das ist noch nicht alles, was an den Süden des Heiligen Römischen Reiches erinnert. Es ist dieser unglaubliche Lobbyismus, dieser exorbitante Filz, der zu Lasten derer, die eh schon nichts mehr haben, noch das Letzte herausaugen.

Da ist von der Lockerung des Kündigungsschutzes die Rede, den sich die CDU auf die Fahnen geschrieben hat. Angeblich um Arbeitsplätze zu schaffen. Die Logik klingt plausibel: Ein „Arbeitgeber“, der nicht lange darüber nachdenken muß, wie er seine angeheuerte Arbeitskraft wieder los wird, der wird nicht so elend lange zaudern, neue „Arbeitnehmer“ einzustellen. Aber das ist die Logik des Teufels. Denn sie degeneriert nicht nur den einzelnen Arbeiter oder Angestellten zum beliebig austauschbaren Verfügungsobjekt, sie unterminiert die gesamte Binnenwirtschaft. Wer sich seines Arbeitsplatzes nicht mehr sicher ist und damit rechnen muß, von heute auf morgen auf der Straße zu liegen, der wird nur sehr zurückhaltend konsumieren. Dumm gelaufen für den Binnenmarkt! Und weiter: Welche Bank vergibt noch größere oder langfristige Kredite, z.B. an Häuslebauer, wenn die Sicherheit „Arbeitsplatz“ schlicht nicht existent ist? Mit etwas Phantasie lassen sich die desaströsen Folgen beliebig weiterspinnen.

Aber an einen Wegfall des Kündigungsschutzes für die ineffiziente Schar der Beamten zu denken, welches dem deutschen Volk wirklich Milliarden und Abermilliarden einspart, das wagt die CDU beileibe nicht – und auch keine andere deutsche Partei! Dem Vernehmen nach soll Herr Gerster, vormals Chef der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg, der sicher sonst kein Unschuldslamm gewesen ist und den Raffke eher versinnbildlichte, genau über diesen Versuch gestolpert sein. Das ist so ähnlich, als wollte die italienische Justiz Herrn Berlusconi mafïöser Aktivitäten wegen anklagen. Das klappt nie!

Die deutsche Beamtenschaft hält das deutsche Land fest in ihrem Griff. Löste man das sauteure und längst überkommene Staatsdienerunwesen endlich zugunsten einer progressiveren Verwaltungsstruktur ab, es würde nicht nur der hochverschuldete Staatshaushalt erheblich entlastet, auch die Effizienz der Verwaltung nähme enorm zu. Aber wie gesagt...!

Ganz nebenbei erfahren wir, daß die Rentenkörperschaften im Herbst schon mal für ein paar Tage bei der Bundesregierung eine halbe Milliarde Euro (!) pumpen müssen, weil sie sonst die fälligen Rentenleistungen nicht mehr zahlen können. Gesetzt, Sie befänden sich auf einem Dampfer auf Hoher See und bemerkten, wie ein paar Tropfen Wasser durch die Bordwand sickern. Keine Panik! Fester Boden ist nie weiter als elf Kilometer von Ihnen entfernt – nach unten...! Um dieses und anderer drängender Probleme Herr zu werden, verlangt die CDU mittlerweile unumwunden nach einer Erhöhung der Mehrwertsteuer. Abgesehen davon, daß die anderen Parteien trotz all ihrer frommen Lippenbekenntnisse auch keine Alternative zu diesem Schritt hätten – eines ist doch wohl sonnenklar: Das gibt der Binnennachfrage den Rest! Unsicherer oder gar kein Arbeitsplatz, stetig sich vertuernder Konsum, stetig sich vertuernde Energie – hurra, wir saufen ab. Daß wir noch Exportweltmeister sind, hat uns bislang nicht gerettet und wird uns

auch in Zukunft kein Trost mehr sein. Denn, wenn die weltweiten Abnehmer deutscher Waren erst mitkriegen, wie sehr der deutsche Binnenmarkt schwächelt, dann werden sie auch über kurz oder lang das Vertrauen in die legendäre Qualität der deutschen Waren verlieren. Irgendwo muß ja wohl der Wurm drin sein. Oder würden Sie bei Ihrem Italiener eine noch so lecker aussehende Pizza bestellen, wenn Sie erst mal einen Blick in Backstube geworfen haben und festgestellt haben, daß die dortigen hygienischen Verhältnisse mit denen einer Müllkippe konkurrieren?

Wobei sich der Kreis dieses Artikels schließt: Deutschland jeht beim Italiener... was für ein grottenschlechtes Deutsch doch der Berliner spricht! Aber lassen Sie uns die Überschrift sinnvoll ergänzen: Deutschland jeht beim Italiener... in die Lehre! Der Norden des Heiligen Römischen Reiches lernt vom Süden italienische Verhältnisse. Aber frohlocken Sie nicht zu früh: Dolce Vita ist damit nicht gemeint.

---

## Deutschland, wo sind Deine Krücken?

Don Miquèle Barbagrìgia

Ach Deutschland, bleiche Mutter! Was kränkelst Du zusammen? Deine besten Jahre scheinen vorüber. Du hustest an fünf Millionen Arbeitslosen, erstickst zusehends an Deiner Staatsverschuldung und degenerierst mehr und mehr zu einer korrupten Bananenrepublik. Dein verfluchter Neofeudalismus macht Dir den Garaus. Und was tust Du? Du legst dick Schminke auf, um Deine tiefen Runzeln zu retuschieren, beinahe vierzig Prozent Rouge aller Couleur – von Gysi bis Schröder. Es nutzt nichts, es ist vergebens. Du frönst einem Jugendwahn – der schon selbstmörderisch ist. Dabei verhätchelst Du die Jugend nicht wirklich. Die meisten läßt Du verblöden, Dein liberaler „Erziehungsstil“ ist nicht mehr als eine billige Flucht vor der Verantwortung. Die wenigen, die wirklich etwas auf der Pfanne haben, die verheizt Du in endlosen unbezahlten Praktika, oder vergraulst sie in die Länder, in denen jungen Aufsteigern noch Chancen geboten werden.

Das ist der eigentliche Beweis dafür, Mutter Deutschland, daß Du langsam aber sicher senilkonfus wirst: Deine Wirtschaft läßt Du nach Arbeitskräften bläken, die im Idealfall vierundzwanzig Jahre jung sind, zweiundvierzig Jahre Berufserfahrung besitzen, kein Geld verlangen, dennoch eifrig konsumieren, stets flexibel und rund um die Uhr ihrem Ausbeuter zu Diensten sind, willig und kritiklos und sich vor allem von der Wiege bis zum Grabe selbst versichern. Deutschland, Du hast nicht mehr alle Tassen im Schrank!

Ist das Deine schiere Größe, die Dich so ganz das Gegenteil von dem erscheinen läßt, was Du Deinen Kindern abverlangst? Daß Du so völlig undynamisch und regressiv bist – Du, die Du einst vor hundert Jahren einer der leistungsstärksten Motoren dieser Welt gewesen bist? Nach dem letzten Kriege bist Du brutal amputiert worden. Nicht genug?

Deine Beamtenschaft schleppst Du mit Dir herum wie einen Klumpfuß, wie ein Geschwür, das an Dir zehrt. Du setzt Dich hin, ruhst Dich nun schon drei Jahrzehnte lang aus und jammerst in einem Fort, daß Dir das Geld ausgeht. Derweil vertickst Du Dein verbliebenes Tafelsilber, um Dir noch ein paar Jahre des Jammerns zu erkaufen. Deine Staatsobligationen sind keinen Pfifferling mehr wert. So geht's, wenn man den Anschluß verpaßt. Die kleine Nation der Esten, Du erinnerst Dich, hoch oben im Baltikum, die macht das anders. Die ist ja auch gerade erst erwacht. Die jammern nicht, die klotzen.

Und die packen es richtig an. Die setzen auf Fortschritt und Kommunikation. Jedem Esten ein kostenloser Internetzugang ist Gesetz. Jawoll! So muß das sein. Denn das Internet ist die Zukunft. Wer den Anschluß verpaßt, möge sich in die Prärie zurückziehen und mit den Koyoten um die Wette heulen. Sechsdreißig Jahre ist Estlands Ministerpräsident jung – seine Dynamik überträgt sich auf das Land. Es geht rund in Reval und Umgebung! Anderthalb Millionen Esten starten durch. Sie wollen es wissen. Es herrscht Aufbruchstimmung im alten Ordensland rund um den „Langen Hermann“. Hier, im Lande der fetten und trägen Dekadenz, hier ist schon jetzt klar, wer die nächste Bundestagswahl gewinnt: Die Stagnation. Und sie wird mit der Wirtschaftsdepression und der Regression eine große Koalition bilden – darauf unser Ehrenwort!

Träge, kundenunfreundliche Superorganisationen wie in Deutschland ansässige Groß-Kommunikationsdienstleister denken an nichts anderes als Profimaximierung. Nationale Belange sind Ihnen scheißegal. Sie rechnen eh in Dollars. Was dabei rauskommt? Ganz einfach: Wir nähren uns schrittweise dem Kommunikationsniveau der verblichenen Größten DDR der ganzen Welt: Sie erinnern sich doch noch: jahrzehntelange Wartezeiten auf einen analogen Telephonanschluß, mit dem man gerade eben telefonieren konnte. Nach Westberlin oder in den Rest der zivilisierten Welt hinein fernsprechen – da war eine Anmeldung vonnöten, die schon mal vierundzwanzig Stunden und länger dauern konnte. Wenn es dem Fräulein vom Amt und dem Ministerium für Staatssicherheit dann paßte und alle ihre Abhöranlagen geschaltet hatten, dann kam die Genehmigung zum Sprechen auch schon mal um halb drei Uhr morgens.

Ganz so schlimm wird es in absehbarer Zeit wohl nicht mehr. Aber wer den Landboten aufmerksam gelesen hat, wird in etlichen Artikeln den beklagenswerten Zustand deutscher Telekommunikationsanbindung reflektiert finden. Als vor fünfundsechzig Millionen Jahren die kosmische Bombe die Halbinsel Yukatan traf, da waren die Großreptilien über Nacht Schachmatt! Die Kleinen, die Säuger, die unter zwanzig Pfund schweren Kreaturen, die kamen aus ihren Löchern hervor, verspeisten die mausetoten und umgekippten Killer von gestern und – entwickelten sich prächtig.

Das einzig Alte an Estland ist neben seiner Kulturlandschaft die Sprache. Sie ist dem Finnischen verwandt und zählt zu dem uns fremden Komplex der finno-ugrischen Sprachen. Nur knapp eine Millionen Menschen spricht dieses Idiom. Schon befürchtet man, dieses für indoeuropäisch geschulte Ohren verzwickte Sprachgebäude würde dem sogenannten Gutenberg-Effekt anheimfallen und in der Versenkung der Weltgeschichte verschwinden. Ich glaube das nicht. Ich denke, achtzig Millionen Deutsche sollten sich eher vorbereiten, estnisch zu lernen.

---

## Diaspora im Gazastreifen

K. K. Bajun

In der zweiten Augustwoche des Jahres 2005 müssen jüdische Siedler im Gaza-Streifen wieder einmal all ihre Habe packen und den Boden verlassen, der sie über viele Jahre – manche ein ganzes Leben lang – beherbergte, ernährte, der ihnen Heimat war. Herr Druckepennig wollte an das Thema nicht ran. „Bringt nichts“, winkte er ab, „die Leser werden denken, ich sei parteiisch.“ Nein, das ist er nicht. Herr Druckepennig betrachtete das Geschehen mit fahler Mine. Aber es ging ihm nicht in erster Linie darum, daß es schon wieder Juden sind, die von ihrer Scholle vertrieben werden. Nein, es sind Menschen, die ihren Besitz aufzugeben gezwungen werden. Warum?

Weil sie einer anderen „Nation“ angehören... Zum Henker, Menschen, packt doch endlich dieses schwachsinnige, archaische Stammesdenken in die hinterste Schublade der Geschichte! Hat dieser Irrsinn nicht genug Blut gekostet? Wie oft muß denn Kain noch seinen Bruder Abel erschlagen, bis der Nackte Affe zur Vernunft kommt? Man ist versucht, ihm die Fähigkeit zu Einsicht generell abzuspochen.

Erinnern wir uns unserer jüngsten europäischen Vergangenheit: Im ehemaligen Jugoslawien rotteten fanatische Serben ihre muslimischen Nachbarn aus, um sie aus ihrem Siedlungsgebiet zu vertreiben. Ethnische Säuberungen haben eine lange, unselige Tradition. Wir werden den Holocaust an dieser Stelle nicht zitieren – diese Ausgeburt des Grauens hat eine Qualität, die sich sogar einer Gleichsetzung mit den „gewöhnlichen“ Vertreibungen und Völkermorden entzieht.

Doch lenken wir den Blick auf den in der Geschichte sich vielfach wiederholenden Exodus der Juden aus ihrer Heimat, gedenken wir der von den Türken vertriebenen und ermordeten Armenier! Es führt eine Gerade zu den willkürlich ihrer Heimat beraubten Deutschen, die nach dem letzten Weltkriege planmäßig aus den deutschen Ostgebieten und anderen deutschen Siedlungsgebieten verjagt wurden. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß dieses fürchterliche Schicksal viele dieser Menschen nicht unverschuldet traf. Einen Nazi oder einen Sympathisanten der braunen Brut traf diese Strafe zu Recht. Sie wurden von den eigenen Hunden gebissen. Aber was ist mit den vielen Unbeteiligten, die auch nur bloße Opfer des Verbrechersystems waren, die keine Alternative hatten, die Widerstand leisteten und die insofern doppelt bezahlten?

Doch nichts veranlaßte die Völker und ihre Machthaber, den Gegenstand der Vertreibung wirksam als völkerrechtswidrig und als Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu brandmarken. Es ging immer so weiter! Ich hier und du dort! Wenn sie sich gegenseitig umgebracht haben, dann vermischt ihre Knochen! Und dann führt die Vertreter der verfeindeten Völkerschaften an dieses gemeinsame Grab und laßt sie die bleichen Knochen sortieren! Dann sollen die Aufhetzer Farbe bekennen! Dann sollen sie sagen, worin die Unterschiede zwischen den Menschen bestehen! Seht sie Euch an, die Erbärmlichkeit der verlogenen Bestien: Sie werden hilflos scheitern und ihre Haßtiraden werden ihnen, anschaulich ad absurdum geführt, auf die Füße fallen.

Doch wie oft ist genau das nun schon passiert? Woher nehmen die Verbrecher immer wieder neue Legionen hirnloser und williger Gefolgschaft? Ich sag's Ihnen: Aus den Abgründen der menschlichen Verhaltenspsychologie beziehen sie ihre dümmlichen Vollstrecker. Gruppendynamik und Abgrenzungsstrategien aus der Frühzeit der Menschwerdung determinieren noch immer die politischen Prozesse, die zu solchen Katastrophen führen.

Juden müssen im Sommer 2005 ihr Heim im Gazastreifen aufgeben, weil der Grund und Boden, auf dem ihr Haus steht, den Palästinensern zugesprochen wurde. Jahrzehnte vorher mußten Hunderttausende Palästinenser ihre angestammte Heimat verlassen, weil die überlebenden Juden Europas keine Zuflucht mehr hatten, von den mitschuldigen Nationen der Welt das Heilige Land zugewiesen bekamen und ein gemeinsames Leben mit den „andersartigen“ Zuzüglern unmöglich schien. Schafft man so Frieden? Stellt man Frieden so auf eine solide und stabile Grundlage, indem man Menschen in Gruppen aufteilt, konzentriert oder divergiert? Nein! Das ist aberwitziger Unfug. Der dumme Nackte Raubaffe bedarf eines Feindbildes. Verschwindet das eine, wird es alsbald durch ein anders substituiert. Es spielt letztendlich überhaupt keine Rolle, ob der Feind „fremden“ oder „eigenen“ Blutes ist.

Diese Erkenntnis ist das Einzige, was geeignet ist, den Teufelskreis aus Gewalt zu durchbrechen. Sie ist darüber hinaus milliardenfach billiger als die Folgekosten von Vertreibung, „Umsiedlung“ und ethnischer Säuberung. Denn sie lehrt, daß man nie vor Problemen fliehen kann – man schleppt sie immer mit sich; wohin man auch geht. Es gilt, wie auch sonst überall im täglichen Leben, sie an Ort und Stelle ihres Auftretens zu bewältigen. Wer nicht lernt, mit dem Nachbarn zu leben, wer meint, er könne den Druck aus der Situation nehmen, indem er flieht oder den anderen verscheucht, der wird eine böse Überraschung erleben: Durch die Trennung wird der ehemalige Nachbar noch fremder. Die Vorurteile wachsen.

Die Bereitschaft zur gewaltsamen Konfrontation steigt, die Schwelle, den anderen anzugreifen, sinkt rapide! Die Zinsen einer solchen Fehlentscheidung steigen ins Unermeßliche. Die Geschichte beweist es! Heimat ist nicht zu ersetzen und das Blut der Schöpfung Gottes schon gleich gar nicht. Aber genau dafür wird jeder Einzelne dem Creator Mundi am Tag der Tage vollständig responsibel sein – Rede und Antwort stehen müssen, erbarmungslos! Jeder Tropfen von Abels Blut wird dann das Gewicht des Alls haben, wenn er in die Waagschale gelegt werden wird. Ich weiß, daß Herr Druckepennig genauso denkt. Aber ich, Kotofej Kryisowitsch Bajun von Kidan in Sibirien, ich werde es von der Kanzel herabdonnern, die mir geliehen wurde. Und wenn mich der Dr. Thomas Müntzer aus Mühlhausen von dort hört, wo er jetzt sicher zur Rechten seines Himmlischen Vaters sitzt, dann möge er mir sein Feuer zur Verfügung stellen, seinen unerschütterlichen Glauben, seine Aufrichtigkeit. Denn die Sache ist gerecht! Sie hält Stand vor dem Angesicht Gottes!

## Die Deutsche Post erzieht ihre Kunden

B. St. Fjollfross

Ja, das interessiert das Fernsehen: Wie verstümmelt kann eine Briefadresse sein und die Deutsche Post, dieser große Dienstleister, bestellt's trotzdem? Also klieren und verstümmelten die Fernsehritzen drauflos und ab ging's zum nächsten Briefkasten. Und dann war man sehr, sehr stolz.

Die eifrigen Rechercheurs bei der Deutschen Post bekamen aber auch fast alles hin! Ganz toll, Deutsche Post. Und wie sie alle strahlten - wie die Honigkuchenpferde. „Gott, sind wir gut!“ Und so guten Leuten will man's ja auch nicht unnötig schwer machen, nicht wahr. Das Computerzeitalter macht's möglich.

Was so ein feiner Drucker ist, der bringt eine gestochen scharfe Schrift zuwege. Na ja, manchmal schleicht sich doch ein kleiner Fehler ein. In unserem Falle wurde aus der Postleitzahl 10704 eine 14704.

Das Hirn kennt solche kleinen Aussetzer, zumal der Absender in 14774 wohnt. Das liegt alles so nah beieinander. Irren ist menschlich. Doch man kommt den Profiboten noch weiter entgegen: der Brief wird in den Briefkasten Helmholtzstraße an der Berliner Gotzkowskybrücke eingesteckt, der sogar zwei Fächer besitzt. Eines für Berlin und eines für den Rest der Welt. Unser Brief landete im Berliner Fach, denn an die Berliner BfA war er ja gerichtet. Damit Fehlerquellen trotzdem ausgeschlossen werden, gibt es ja noch den Rest der Anschrift. Dabei handelte es sich nicht etwa um Tante Frieda aus Klein-Derrenthin, sondern die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte (BfA) in Groß-Berlin. Die BfA ist eine national bekannte Organisation. Ihre Adressen kann jeder Idiot dem nächstliegenden Telefonverzeichnis entnehmen. Und jetzt kommen sie ins Spiel, die großen

Strategen, die Fährtenleser, die Selbstbeweihräucherer: Die Könner vom Briefzentrum 10 sehen die -,51Euro - Briefmarke und verabsäumen nicht, sie flugs zu entwerten. Futsch isse! Und dann senden sie den Brief zurück an den Absender. Der ist wütend, denn der Brief ist eilig.

Wie paßt das zusammen? Erst die großen Spurensucher markieren und dann solch ein Herumgerete auf einer einzigen falschen Zahl. Ein Anruf im Kundenzentrum soll's beleuchten. Und so wählten wir Auskunft erheischend die 01802 3333 und wurden mit dem Kundenservice der Deutschen Post AG in 27336 Rethem verbunden.

Zunächst war ein Herr am anderen Ende der Leitung, der uns folgendes erklärte: „Das nationale „D“ in der Anschrift, D-10704 Berlin, würde eventuell die Zuordner irritieren.“

Aha, sie verschießen als erstes den dümmsten Brocken! Dann setzte der Postler noch einen drauf: „Es handele sich möglicherweise um eine erzieherische Maßnahme der Post!“ Bravo! Darauf muß man erst einmal kommen. In Zeiten sich stetig verschärfenden Wettbewerbs erzieht ein Dienstleister seine Kunden!

Nur zu! Nur weiter so! Der aktienbesitzende Kunde wird Euch erziehen, liebe Freunde in Gelb! Wenn Eure Aktien in den Baissen-Keller stürzen und andere Wettbewerber, die sich fähiger und kundenfreundlicher anstellen, an Euch vorüberziehen!

Aber der Herr am Telefon war auch mit einem Rat bei der Hand: Man gebe doch den Brief an der nächsten Postfiliale ab. Leichter gesagt als getan. Beim derzeitigen Filialsterben keine Kleinigkeit! Na, na, so schlimm wird's auch nicht. Die kleinen Poststände, die jetzt schon auf Supermärkte verteilt wurden, sind dem auch gewachsen. Die ersetzen die Briefmarke.

Tun sie das? I wo. Die wissen nicht mal, worum es geht und gleich gar nicht, wie sie das verbuchen sollen. Fehlanzeige! Nachfrage in Rethem: Diesmal ist es eine Frauenstimme: „Nein, also, was der Kollege da von sich gegeben hat, das ist Unsinn.“

Wir dürfen einen mit einer fehlerhaften Adresse beschriebenen Brief gar nicht zustellen. Sie haben uns einen Auftrag erteilt für diese Adresse. Und wenn die nicht stimmt, dann geht der Brief halt an Sie zurück. Und was Sie da im Fernsehen gesehen haben, weiß ich nicht.“

Aha! So ist das! Der Kunde ist auch noch ein bisschen blöde, was? Schaut sich Gruselendungen im Fernsehen an, oder Aprilscherze der Deutschen Post und wagt es, diese für bare Münze zu nehmen. Selbst Schuld! Soll halt die nächste Briefmarke raufkleben und der Deutschen Post den nächsten Auftrag erteilen. Diesmal in korrekter Form - dann kommt er auch an - doppelt so teuer und mit Verspätung, aber was soll's?

Nein, meine Lieben! Trotz Eurer großmäuligen Werbungen scheint ihr den Kapitalismus nicht begriffen zu haben. Wer nicht kann und wer nicht will, der fliegt raus! Die Zeiten Eures Briefmonopols sind definitiv vorbei. Ihr müßt in den Zeiten des Faxes und des E-Mail-Schriftverkehrs um jeden Briefkunden kämpfen. Ist Euch zuviel?

Dann ist uns Euer Porto zuviel. Eure Ausreden und Begründungen interessieren uns nicht. Dafür bezahlen wir keinen müden Cent! Wir wollen eine ordentliche, kundenorientierte Leistung. Baut derweil ruhig weiter Eure Briefkästen ab und schließt Eure Filialen! Wenn ihr nicht umdenkt, wird das bald das Einzige sein, was Euch noch zu tun bleibt.

## Nachsatz:

Die Deutsche Post entschuldigte sich für den Vorfall am 18. August 2005 unter dem Aktenzeichen 2005/08-0057584-F01-KTCR mit folgendem Wortlaut:

Sehr geehrter Herr Fjöllfross,

Vielen Dank für Ihre Nachricht vom 06.08.2005. Wir bedauern, daß Sie Anlaß zur Klage über die Rücksendung einer von Ihnen versandten Briefsendung haben.

Nach unserem Selbstverständnis als kundenorientiertes Dienstleistungsunternehmen sind wir bemüht, auch Sendungen mit unzureichender Anschrift dem Empfänger auszuliefern. Sendungen mit Mängeln in der Anschrift, werden bei der Bearbeitung ausgesondert und an unsere Ermittlungsstellen weitergeleitet. Die Berichtigung ist sehr aufwendig, bedingt durch die Vielzahl der Sendungen, die zum Teil noch mit alter, vierstelliger Postleitzahl, oder mit falscher Hausnummer eingeliefert werden. Weshalb die Ermittlungen in dem von Ihnen geschilderten Fall zu keinem Erfolg führten, läßt sich im Nachhinein leider nicht mehr klären. Aufgrund Ihrer Zuschrift wurden die betreffenden Mitarbeiter nachdrücklich auf ordnungsgemäße und kundenorientierte Arbeitsweise hingewiesen.

Wir bitten Sie, die Unannehmlichkeiten zu entschuldigen und freuen uns, wenn wir Sie künftig wieder zu den zufriedenen Kunden unseres Unternehmens zählen dürfen. Betrachten Sie bitte das beigefügte Postwertzeichenpräsent als kleine Entschädigung für den entstandenen Ärger.

Mit freundlichen Grüßen

i. A. J. L.

i. A. W. M.

Entschuldigung angenommen! Wir danken! Fjö

---

## Die Isenschnibber Feldscheune

S. M. Druckepennig

Beschaulich liegt das Städtchen Gardelegen in der Altmark. Eingebettet in einer sanften Landschaft, die weitestgehend von der Elbe geprägt wurde, bewahrte sich die ehemalige Hansestadt ihr mittelalterliches Flair. Es ist just sechzig Jahre her, da wurde Gardelegen jedoch buchstäblich über Nacht zu einem Nachbarort von Auschwitz, Buchenwald oder Sachsenhausen.

Vorbei war es mit aller Beschaulichkeit, die so pittoresk auf den Besucher wirkt. Und wir beginnen zu erahnen, daß viele der alten Baudenkmäler, das gotische Rathaus, die beiden Stadtkirchen, die Toranlagen lediglich Fassaden sind, hinter denen über die Jahrhunderte an einem Sud gekocht wurde, der 1933 in seiner widerlichsten Art des Kessels Deckel sprengte und über alle Grenzen menschlicher Ethik und Moral hinwegkroch. Insofern geht es dieser Stadt wie Tausenden anderen Kommunen des Reiches. Haben nicht viele deutsche Archive Zeugnisse der Pogrome gegen Juden aufbewahrt und ellenlange Gerichtsunterlagen über Hexenprozesse? Was Michel im Laufe

seiner tausendjährigen Geschichte an Intoleranz, Xenophobie und anderen psychotischen Ängsten ausbrütete, das entlud sich dann mit elementarer Gewalt in der Zeit des Nationalsozialismus - einer Epoche, in der, wie ein berühmter Deutscher einmal sagte, die Arbeitslosen von Arbeitsscheuen regiert wurden. Diese Arbeitsscheuen hatten eigentlich nur ein Programm: Sie wollten denen, die über Generationen hinweg hart gearbeitet hatten, das Ihrige nehmen und sich selbst aneignen. „Die“ - das waren die anderen, per Dekret zu lebensunwerten Untermenschen erklärt. Da sie sich für Herrenmenschen hielten und die hemmungslose Brutalität zum höchsten Lebenszweck erkoren, hielten sie diese Art des Parasitentums noch für besonders edel.

Wer immer zu den Untermenschen gezählt wurde, wer immer sich aus den Reihen der eigenen „Volksgenossen“ gegen diese „Weltanschauung“ verwahrte, des' Leben war kein Pfifferling mehr wert. Solange die Nazis sich dieser Menschen noch als Arbeitssklaven bedienen konnten, solange wurden sie schlimmer als Vieh in den Konzentrationslagern des Reiches gehalten. Konnten sie nicht mehr schuffen, waren ihre Tage gezählt.

Dieses Treiben sollte erst sein Ende finden, als der Größenwahnsinn der Herrenmenschen, von den Schlägen der Alliierten hart getroffen, in Trümmer ging. Doch Unmengen von Beispielen beweisen, daß die Fanatiker noch bis zur buchstäblich letzten Minute versuchten, ihren Irrsinn durchzuziehen. An den Kastanien der Reichsstraße 102 von Brandenburg an der Havel nach Golzow hingen die Leichen der von den „Kettenhunden“ gehenkten „Deserteure“. Zwei Tage später türmten die Mörder selbst, versäumten aber geflissentlich, sich neben ihren Opfern aufzuknüpfen.

Ein besonders abscheuliches Verbrechen der letzten Stunde begingen zwei Nazistrolche mit ihren Schergen in einer nahe bei Gardelegen gelegenen Feldscheune, die dem Rittergut Isenschnibbe zugehörte. Der 32jährige SS-Hauptscharführer (Oberfeldwebel) Erhard Brauny und der 36jährige ehemalige Lehrer(!) und NSDAP-Kreisleiter von Gardelegen Gerhard Thiele ließen 1016 Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge am Abend des 13. April 1945(!!!) in die Feldscheune treiben, deren strohbedeckter Boden zuvor mit Benzin begossen wurde. Als die Menschen in dem Gebäude waren, wurde die Scheune in Brand gesteckt. Wer immer vor der entsetzlichen Qual des Flammentodes zu fliehen versuchte, wurde von den Maschinengewehrgeräuschen der SS niedergemäht. Wenige Stunden nach diesem Massaker erreichten die Stoßtruppen der amerikanischen Armee den Ort des Grauens. Die Befreiung kam buchstäblich um ein paar verfluchte Stunden zu spät. Wer das bedenkt, dessen Gottesbegriff wird sich auflösen, wie ein eine Rauchwolke im Nebel.

Colonel P. Lynch hielt als Stabschef der amerikanischen 102. Infanterie-Division, die in den letzten Kriegstagen noch auf ein solches Entsetzen stoßen mußte, die Trauerrede für die Ermordeten. Er soll seine Ansprache mit den an die Gardelegener gerichteten Worten geendet haben: „Sie haben die Achtung der zivilisierten Welt verloren!“ Das ist soweit richtig und unerwähnt bleibt, wieviele deutsche Soldaten und Zivilisten noch im Nachhinein das Schurkenstück der beiden Nazis zu bezahlen hatten, wenn sie auf die durch den Anblick der rauchenden Leichen verbitterten Amerikaner trafen. Ob denen Prinzipien wie Menschlichkeit und Barmherzigkeit im Angesicht eines Deutschen noch viel gelten konnte? Wenn es nicht so ist, wir würden es verstehen. Doch das Unrecht wurde fortgesetzt. Thiele wurde schon am 30. Januar 1946 aus amerikanischer Haft entlassen und lebte bis zu seiner Höllenfahrt 1994 unangefochten in Düsseldorf. Im Gedenken an die ermordeten Opfer spuckt der Preußische Landbote der amerikanischen Militärjustiz und den deutschen Justizbehörden, die diese Mordbestie haben laufen lassen, angewidert vor die Füße! Diese besagten Behörden haben sich

in gewisser Weise an dem Massaker im Nachhinein mitschuldig gemacht, als sie es versäumten, alle Henker zu richten. Ein paar erschossene SS-Mörder nur, ein paar für einige Jahre eingeknastete Nazistrolche - das soll der Teufel holen! Sie haben die Gefangenen ein zweites Mal angezündet. In Gardelegen hängt die rechtsradikale Szene wieder Flugblätter aus. Eines klebte gar an der Eingangstür einer kleinen Schalter- und Automatenstube einer bedeutenden Bank in der Gardelegener Nikolaistraße. Es nannte sich „Klage eines Polizisten“ und schwadronierte von der Ungerechtigkeit, die einen Polizisten zwänge nationalsozialistische Embleme und Symbole zu verfolgen, während die bolschewistische Symbolik unangetastet bliebe. Ein Vogel würde von diesem Pamphlet aus lediglich exakt zweieinhalb Kilometer fliegen müssen, um sich auf der letzten verbliebenen Mauer der Isenschnibber Feldscheune niederlassen zu können.

Wie ist es möglich, daß erneut Leute in unmittelbarer Nähe eines solchen Verbrechensschauplatzes wieder ungestraft und ungezügelt jene Ideen postulieren können, die noch Stunden vor ihrem materiellen Kollaps zu einem Kapitalverbrechen von mittelalterlichen Dimensionen führten? Es ist eine Schande! Der Preußische Landbote hat das betroffene Geldinstitut von der Existenz des Flugblattes in Kenntnis gesetzt. Dieses reagierte sofort und beherzt. Preußen steht auf Seiten der Gerechten!

## Die Wut der feigen Mörder

Scholcher M. Druckepennig

**A**nfang des 20. Jahrhunderts verübten die Osmanen den Genozid an den Armeniern. Über eine Millionen Menschen dieses orthodoxen Volkes gingen dabei zugrunde. Bis heute streiten die Türken ihr Verbrechen ab, behaupten gar, die Armenier seien die Täter gewesen. Der Nationalstolz der Türken verstieg sich sogar dazu, jüngst die Schweiz diplomatisch anzugreifen und mit einer offiziellen Protestnote zu drohen, weil die Söhne Tells gegen einen Führer der Türkischen Arbeiterpartei strafrechtlich ermitteln, der es wagt, noch hundert Jahre nach den Armeniermassakern das Grauen zu verleugnen.

1995 massakrierte eine serbische Mörder-Einheit namens „Skorpione“ 8.000 Muselmänner bei der serbischen Stadt Srebrenica. Darunter befanden sich sogar viele Kinder und Jugendliche. Dieses Kriegsverbrechen wurde von den serbischen Killern gefilmt. Bislang stritten auch die Serben jede Schuld ab, obgleich die Täter jedem bekannt waren und indirekt nach Kräften in ihrer Heimatstadt protegirt wurden. Doch ein serbischer Journalist wollte sich nicht länger mit dieser Sauerei abfinden. Er besorgte das Video und gab es an den Internationalen Gerichtshof im Haag, der momentan mit der Aburteilung des gelehrten Psychologen und profilierten Psychopathen Slobodan Milosevic. Dessen unverfrorene Lügen in Bezug auf den von ihm mitzuverantwortenden Völkermord an den Muselmännern wurden entlarvt.

Ein Aufschrei geht durch Serbien: Die Mörder brüsten sich ihrer Greuel, filmen sie gar voller Stolz, aber vor der Weltöffentlichkeit sind sie zu feige, sie zuzugeben, wohl wissend, welche Schuld sie auf sich geladen haben. Und jetzt richtet sich ihr Zorn gegen den tapferen Journalisten, den sie als Nestbeschmutzer diffamieren. Aufgebrachte serbische Weiber scheuen nicht davor zurück, die Ehefrau des Journalisten auf offener Straße mit dem Automobil umfahren zu wollen. Es ist, als hätte es in einer bayerischen Kuhbläke des letzten Jahrhunderts einen Fememord an der feschen Kathrein gegeben, weil alle Männer des Dorfes hinter ihr her waren, und das ganze

Dorf hält nach verübter Tat dicht. Was für ein erbärmliches Verhalten! Serben, wenn wir bis 1995 noch Mitleid mit euch hatten um der verlorenen Schlacht auf dem Amsfeld und den nachfolgenden Jahrhunderten unter osmanischer und dann habsburgischer Besatzung willen, diesen Kredit habt ihr gründlich verspielt! Wenn ihr meintet, dieses Verbrechen sei zur Erhaltung eurer Nation notwendig gewesen, dann habt wenigstens den Schneid, zu Euren Untaten zu stehen! Aber dieses Winseln und Lügen von kaltblütigen Mördern, die noch großen Spaß an ihren Verbrechen hatten, das ist widerlich! Das erinnert uns an das berühmte Gefasel der Nazis von der Auschwitzlüge.

Am Schlimmsten aber ist die Rolle der serbischen Orthodoxie zu bewerten, die die Mörder segnete, bevor sie zu ihrem grauenvollen blutigen Gemetzel auszogen. Reue empfinden die Mönche nicht. Denn die armen Jungs waren ja völlig durcheinander. Ja, das sah man, wie durcheinander dieser Abschaum war, als er mit seinen Maschinenpistolen die wehrlosen Menschen niedermähte. Dieses Pack bedurfte des geistlichen Beistands. Verflucht sollt ihr sein, ihr falschen Propheten, ihr Söhne Belials! Das Kloster auf dem Berge Athos wurde entweiht, als die Mönche den Oberhenkern Milosevic und Karadzic Unterschlupf gewährten.

Das gemahnt an die unselige Rolle der katholischen Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg, als sie den feigen SS-Mördern die Flucht vor der gerichtlichen Verfolgung durch die Alliierten ermöglichte. So etwas hat der Rabbi nicht gewollt! Davon hat er nicht gesprochen in seiner Predigt auf dem Berge. Die Opfer im Stich lassen und die Täter schützen - der Teufel hole das geistliche Lumpenpack, die ihren geschundenen Herrn so schäbig verraten. Sie nageln ihn ein zweites Mal ans Kreuz!

Der uns persönlich am meisten betreffende Umstand ist der, daß uns heute lebende Slawen zu einer differenzierteren Neubewertung der Ostexpansion vor tausend Jahren veranlassen. Immer haben wir auch die Position unserer unterlegenen Vorfahren im Elbe-Oder-Raum dargestellt, haben ihre Not und ihr Elend gezeichnet, haben ihre Sache vertreten, wohl wissend, daß auch unsere wendischen Mütter und Väter keinesfalls die friedlichen Landheiligen waren, als die die bolschewistische Propaganda sie darzustellen suchte. Auch sie gingen zur Sache, wo sie konnten. Für das Toben der Hussiten hatten wir Verständnis. Aber unser Bild von den verhältnismäßig ruhigeren slawischen Völkern, das sich in all den Jahren prägte, hat einen bösen Riß bekommen. Mörder sind durch keine Nationalität gerechtfertigt. Und das ewige Gewimmer von der Notwehr ist so unendlich öde und abgedroschen.

Der Eiserne Kanzler Bismarck sagte einmal in weiter Voraussicht, der ganze Balkan sei nicht einen pommerschen Grenadier wert. Wir wollen das nicht so kraß formulieren. Was wir anmahnen, ist, daß die Europäische Union sich bekreuzigen möge, wenn Serbien oder die Türkei um Aufnahme in unsere Staatengemeinschaft nachsuchen. Solange sich die Offiziellen dieser Länder nicht kollektiv und unmißverständlich zu ihren mörderischen Untaten in der Vergangenheit bekennen, soll man ihnen Sitz und Stimme bei den zivilisierten Völkern verwehren.

Die Zeiten des barbarischen Mittelalters sollten ein für alle Mal vorbei sein. Diese Doktrin ist auch in serbische und türkische Schädel hineinzuhämmern. Es geht nicht an, daß diese Völker von den Segnungen der Moderne profitieren wollen, aber andererseits bis in ihre Regierungen hinein die Denkschemata der Steinzeit prolongieren. Wer mit solchen Lumpen Verträge macht, der macht sich mitschuldig an den verübten Verbrechen! Das sei an dieser Stelle klar formuliert. Türken und Serben haben die Verpflichtung, in Vorleistung zu treten. Sonst mögen sie Europa gestohlen bleiben!

## Eine Brandenburger Fahrradfahrt

### – Protokoll des Irrsinns

S. M. Druckepennig

Um 11:15 Uhr betrat Herr Bajun die Redaktion. Draußen hatte es 30 Grad im Schatten, ein laues Lüftchen wehte aus Südsüdost zu Süd. Der Himmel war wolkenlos und strahlendblau, die Asphaltdecken der Straßen flimmerten etwas. Herr Bajun schwitzte fürchterlich. Er war nicht zu spät, dennoch ging er ohne auch nur vorher einen Blick in die Dusche zu tun, in die Bibliothek des Landboten und zog sich die 35. Auflage des Strafgesetzbuches der Bundesrepublik Deutschland. Mit zitternder Stimme begann er uns den Paragraphen 284 vorzulesen: „Unerlaubtes Veranstalten eines Glückspiels. (1) Wer ohne behördliche Erlaubnis öffentlich ein Glückspiel veranstaltet oder hält oder die Einrichtungen hierzu bereitstellt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu...“, er blickte gequält auf, „...zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“

Wir sahen uns betroffen an. In der Redaktion spielen wir eigentlich nur Skat oder Schach und manchmal Malefiz®, aber niemals um Geld. Herr Bajun selbst ist ein grundsolider Charakter. Was um Himmels Willen hatte er? Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Meine Herrn,“ hub her Bajun das Sprechen an, „meine Herrn, Sie wissen, daß ich vorhin mit meinem Drahtesel in Brandenburg war. Soeben bin ich mit Gottes Beistand heimgekehrt. Es ist aber wohl möglich, daß mir wie jedem deutschen Velozipedisten eine Strafanzeige wegen illegalen Glückspiels droht.“ Hatte unser stellvertretender Schriftleiter und Kulturmann den Verstand verloren?

Herr Fjöllfross rückte ihm einen Stuhl hin: „So nehmen sie doch erst einmal Platz, mein lieber Bajun!“ Herr Lemarcou brachte einen kühlen Spätburgunder. Nachdem er einen Schluck genippt hatte, begann unser Russe zu berichten: „Meine Herren, das Fahrradfahren muß in unseren Breiten unbedingt den Glücksspielen zugerechnet werden. Und da es hierbei um den höchsten Einsatz überhaupt geht, nämlich das eigene Leben, so glaube ich nie und nimmer, daß es vor den Behörden genehmigungsfähig sei. Wer also auf öffentlichen Straßen mit seinem Drahtesel unterwegs ist, macht sich per se strafbar.“

Dieser sybillinischen Deklaration ließ er einige deftige Flüche aus seiner sibirischen Heimat folgen. Dann fuhr er fort: „Sehen Sie, ich war dicht hinter der alten Plauer Havel-Brücke, die den vormaligen Verlauf der Bundesstraße 1 über den Fluß führt, als nach drei Minuten das erste Attentat auf mich verübt wurde. Ein betagter Fahrer eines Kia aus Magdeburg verließ das Grundstück der Wiesicke-Villa. Der Greis aus der Domstadt muß lange Zeit in England oder Japan gelebt haben, denn während er den Wagen vorrollen ließ, blickte er fortwährend nach rechts und verschwendete keinen einzigen Blick nach links, die Richtung, aus der ich kam. Es war gut, daß es so heiß war: sein Fenster war offen und die Batterien seines Hörgerät waren wohl noch nicht zur Gänze runter. So bekam er denn mein drittes gebrülltes „Hallo“ mit und brachte seinen Wagen noch eben zum Stehen.“

Vier Kilometer weiter sollen die Autofahrer durch eine Verkehrsinsel inmitten der Bundesstraße daran erinnert werden, daß sie das Hoheitsgebiet der Stadt Brandenburg an der Havel erreicht haben und demzufolge spätestens an dieser Stelle den Fuß vom Gas nehmen sollten. Den Fahrer eines polnischen Vierzig - Tonners erinnerte die Verkehrsschikane jedoch erst einmal daran, daß es Zeit sei aufzuwachen. So viel Maut gespart..., wer weiß, wovon der Pole gerade noch so träumte! Jedenfalls verriß er gelinde sein Steuer und der Brummi hielt für kurze Zeit wacker auf das leerstehende Autohaus am Heidekrug zu. Ich befand mich in der Visierlinie. Irgendwie gewann der Pan

Fahrer dann aber doch wieder die Straße und ließ mich unzerquetscht ziehen. Doch nur für zweihundert Meter konnte ich mich meines unverschämten Glückes freuen. Vor der Fischbude verließ eine Traube Kleingärtner in Begleitung ihrer unangeleiteten Tölen die Kleingartensparte, ohne sich um den Fahrradweg weiter zu kümmern. Wie die Erdbeeren gerade standen, war weitaus wichtiger. Ganz besonders ignorant erwies sich ein Pinscher, der seinem Rudel voranstob. Das deutsche Straßenverkehrsrecht war ihm scheißegal. Fünf Meter trennten uns. Nicht eben viel bei annähernd dreißig km/h. Da schaffe ich etwa 8m in der Sekunde. Gottlob quietschen meine Felgenbremsen fürchterlich.

Was sie erst im Ultraschallbereich in Hundeohren anrichten, wage ich mir nicht auszumalen. Jedenfalls bekam die Trethupe Räder statt seiner Stummelfüße und einen Kondensstreifen fuhr ihm aus dem Ärschlein und er verließ beinahe mit Schallgeschwindigkeit den Radweg in Richtung Chaussee. Der Pole war mittlerweile außer Sicht. Er hätte das vorwitzige Vieh sicherlich unter dem Druck seiner Zwillingstreifen zu einer mehreren Quadratmeter großen Straßenmalerei verwandelt und damit einen Beitrag zur Stadtverschönerung geleistet. Die Töle, jetzt wieder bei Sinnen, begann ein mörderisches Gekläff, was zu einem herzhaften Gelächter der Kleingärtner führte. Ob sie auch so laut gelacht hätten, wenn meine Reifen das Vieh unterhalb des Bauchnabels zerteilt hätten oder sie für mich auf Grund ihrer Fahrlässigkeit lebenslang eine Invalidenrente hätten zahlen müssen?

Ich kam nicht dazu, diesen Gedanken weiter zu verfolgen. Wiederum nur wenige hundert Meter weiter will die B1 über den Brandenburger Silokanal. Vor der Brücke mündet der Quenzweg in die Fernstraße. Autos, die ihn benutzen, haben den Verkehrsteilnehmern, die auf der Bundesstraße fahren, Vorfahrt zu gewähren. Das hatte jene Fahrerin eines Skoda Octavia mit Brandenburger Kennzeichen im Prinzip auch vor. Nur fiel es ihr offensichtlich schwer, Fahrradfahrer als Verkehrsteilnehmer zu akzeptieren und so hielt sie denn erst, als der Fahrradweg zwischen ihrer A- und ihrer B-Säule hindurchzog. (Für alle Feministinnen: mit diesem technischen Begriff aus der Welt des Automobils sind nicht die Beine der Fahrerin gemeint...) Ich hielt etwa drei Zentimeter vor ihrer Türe und fragte sie nach ihrem Befinden.

Sie verstand und legte in kühl organisierter Panik den Rückwärtsgang ein, was ihren mittlerweile auf engen Abstand aufgefahrenen Hintermann sehr verdroß. Als der dann auch noch ein Hupensolo zur Performance beisteuerte, war es um die Automobilistin geschehen. Hin und hergerissen zwischen dem Verlangen, ihren Schlitten auf der Kreuzung stehenzulassen um sich zum Relaxen in die nächste Friseurstube zu begeben und der Ratlosigkeit, was sie denn nun wirklich tun solle, gab sie entschlossen Gas und verwies einige Kraftfahrzeuge auf der vierspurigen „1“ auf die zweiten Plätze, respektive ganz spontan auf die Innenspur. Ob sie mal bei der Kamikaze-Truppe des Tennos gedient hatte? Wer weiß...!

Bis zur Rücktour sollte ich wenigstens vor weiteren Attacken verschont bleiben. Mittlerweile wähnte ich mich auf einem Kreuzzug – Sarazenen und Feinde von allen Seiten, zwei Beine, vier Beine – meistens keinen Kopf – oder zumindest nichts darinnen – die Augen dieser Straßenbenutzer waren gnadenlos und unbarmherzig entweder geschlossen, oder aber dem Schminkspiegel vorbehalten. Der Rückweg gestaltete sich entsprechend. Gegenüber der Zuchthausmauer wandelte ein Liebhaber stark geistiger Getränke einsam auf dem Radwege. Da von solchen Genußmenschen ein spontanes Wechseln der jeweiligen Körperlage und Bewegungsrichtung bekannt ist, reduzierte ich meine Geschwindigkeit rapide. Und richtig! Ohne Rückspiegel und bar jeden ersichtlichen Grundes entschloß sich der

Saufaus, daß er die linke Seite des Weges lange genug benützt habe. Also wechselte er in einer grazilen Wendung nach Steuerbord. Die Seeschlange von Loch Ness wäre neidvoll erblaßt. Daß er dies just eine Reifenlänge vor mir tat, kam ihm nicht weiter zu Bewußtsein. Es ist davon auszugehen, daß er mich nicht einmal wahrnahm, als ich ihn und seine hochprozentige Fahne fluchend passierte.

Wieder hatte ich einen halben Kilometer Ruhe. Dann sah ich sie: Zwei Halbwüchsige, die – mir entgegenkommend – brav nebeneinander fuhren, intensiv ins Gespräch vertieft. Ich hoffte, ihre hypermodernen Mountainbikes wären sensorgesteuert und würden bei Annäherung eines Fremdoobjektes Alarm schlagen. Meine Hoffnung trog. Also brüllte wieder einmal ich: „Links, Rechts oder Mitte?“ Der ungewohnte Lärm ließ die beiden aufschrecken und beweg dann doch den auf der falschen Seite Fahrenden, den flachen Straßengraben aufzusuchen, um eine Kollision zu vermeiden. Ich gelangte so peu a peu zu der Überzeugung, daß es sich nirgendwo so gut schlief, wie auf märkischen Alleen.

Wenn es dafür noch eines Beweises bedurfte, so lieferte ihn die Horde etwa fünfzehnjähriger Mädchen, die offensichtlich von dem Vergnügungsgelände auf dem Grundstück der Wiesicke-Villa ausgespuckt worden war und nunmehr über die ganze Breite der alten Reichsstraße 1 verteilt den langen Marsch nach Osten antrat. Mit den Mädchen so um die Pubertät herum ist das schon eine kuriose Sache: Sind sie allein, so möchten sie sich oftmals am liebsten eine Tarnkappe überziehen. Treten sie aber zu Mehreren auf, dann ist kein Acker breit genug, um ihre Phalanx aufzunehmen. Und so zirkelte ich mittig eine enge Gasse aus, die mir um Haaresbreite Durchschlupf zu bieten schien. Doch eine von den Gaken hatte diesen Leerraum auch schon erspäht und setzte alles daran, ihn umgehend zu besetzen.

Ob sie vom Horror vacui getrieben wurde? Nein sie wollte mir nicht die Weiterfahrt verleiden. Sie sah mich nicht. Niemand von den Kurzberockten und zutiefst Ausgeschnittenen nahm mich wahr. Ich repräsentierte doch nur eine Masse von über zwei Zentnern (mit Drahtesel und Rucksack), die mit einer Geschwindigkeit von annähernd dreißig km/h unterwegs ist.  $F=m \cdot a$ , Kraft ist gleich Masse mal Beschleunigung – das hatte deren Physiklehrer sicher auch diesen Mädchen zu vermitteln versucht. Doch was interessiert die öde Physik? Sarah Connor ist wichtig, der süße Rechtsaußen von den Backstreet Boys, die Pickel auf Sandys Nase und das Scheiß Outfit von Timmys neuer Braut, der verdammten Schlampe! Was juckt da die Aufprallwucht von beinahe einer Tonne pro Quadratmeter. Das ist doch alles viel zu abstrakt für eine Fünfzehnjährige. Die Kerle, die sie zwischen ihre erwachenden Schenkel zu lassen erwägen, wiegen nicht mal ein Zehntel davon. Und das ist oft schon schwer genug und läßt sie bestenfalls über einen Wechsel der Stellung sinnieren.

Der Wind hatte etwas gedreht und kam nunmehr aus Südwest. Das hieß, ich hatte zwar Tonnen von Parfums in der Nase, die Mädchennasen jedoch vermeldeten ihren Oberzentren keineswegs die Anwesenheit von Testosteron. Also kein Grund aufzublicken und umherzuschauen. Man konnte sich getrost mitten auf einer für den öffentlichen Verkehr zugelassenen Straße über seine Jungmädchenprobleme unterhalten, die zweifelsohne mehr wiegen als so läßliche Lappalien wie Leben und Gesundheit. Meine schrill quietschenden Bremsen taten erneut ihren Dienst – und wie eng Primaten und Hunde stammesgeschichtlich verwandt miteinander sind, wurde durch das markerschütternde Gekläff aus einem Dutzend aufgeschreckter Mädchenkehlen verdeutlicht. Einige unter den Sopranistinnen übertrafen meine Bremsen noch um eine geschlagene Oktave! Haben sie mitgezählt, meine Herrn? Das waren sieben Anschläge auf mein Radlerleben in knapp einer Stunde. Durchschnittlich alle zweieinhalb Kilometer, im Schnitt alle

fünf Minuten einmal in ernsthafter Gefahr... Verstehen Sie jetzt, warum ich das Radfahren dem Roulette, dem Hazard, und dem „Siebzehn und Vier“ als Glücksspiel beigeselle? Wieviel Glück muß ein Mensch haben, in fünfunddreißig Minuten sieben Mal davor bewahrt zu werden, seine achtzehn Kilometer lange Tour als Krüppel oder gar als Leiche zu beenden?

Da ich das weiß und trotzdem jeden Tag aufs Neue mein Stahlroß reite, begehe ich da nicht nach § 284 StGB eine vorsätzliche und fluchwürdige Straftat? Ist es recht von mir, so viele friedliche Schläfer auf Brandenburgs Straßen aus ihrem wohligen Dämmer zu reißen?“

Während Herr Bajun erschöpft seinen horriblen Bericht endete, bemerkte ich, wie Don Miquela Herrn Akinokawa, Herrn Lemarcou und dem Chef flüsternd die Panzerung des Königstigers der Deutschen Wehrmacht an einem Modell erklärte. Ich hörte nur noch Fjøl stöhnen: „Aber die Spritkosten, lieber Don Miquela, die Spritkosten!“ Haben die Kollegen ernsthaft die Anschaffung eines Panzers diskutiert? Na ja, zum eigenen Schutze wäre die Idee so abwegig nicht.

Doch, was soll's! Unser braver Bajun hatte sein Glücksspiel „Fahrradtour“ doch letzten Endes auf der ganzen Linie gewonnen! Und sein Erster Preis? Ein paar heile Knochen und ein gekühlter Spätburgunder. Das Leben kann so schön sein...

---

## Es rauscht im deutschen Blätterwald...

S. M. .Druckepennig

**W**ie weit stehen Sie vom sozialen Abgrund entfernt?

Die Frage sollte angesichts des wirtschaftlichen Desasters der Bundesrepublik Deutschland keinem Menschen vernünftigen Sinnes mehr als abstrus erscheinen. Abgestürzt, das Geld wird knapp... Kleiner Mann, was nun? Noch funktionieren einige der sozialen Sicherungssysteme. Sollten sie jedenfalls.

Dennoch wird man das Gefühl nicht los, daß diese Segnungen einer Solidargemeinschaft dem Dornröschen gleich in einen hohen Turm zum ausgiebigen Ruhen geschickt werden sollen, während bereits zu des Turmes Füßen die Schar der erlaßproduzierenden und -kauenden Beamtschaft emsig dabei ist, eine unüberwindliche Dornenhecke anzupflanzen. Wie sieht das nun konkret aus? Zunächst einmal wird es nicht schwerfallen, sich vorzustellen, daß die meisten derjenigen, die eh schon hart am Rande der erwerbstätigen Gesellschaft balancieren, nicht unbedingt die Fraktion der intellektuellen Eliten des Landes stellen.

Wir haben es also mehrheitlich mit den – euphemistisch ausgedrückt – basalen Schichten der Bevölkerung zu tun, für die eine Bild-Zeitung kriecht wurde, und deren Lebenskunst sich oftmals auf eine gewisse Bauernschläue beschränkt. Das durchreglementierte, bis zur Perversion übercodierte und bis ins unerquickliche Detail organisierte behördliche Dasein eines Bundesbürgers ist für sie ein anderes Universum. Leute, die kaum die Etiketten im Supermarkt lesen und sich die eigene Lebenszeit von Big Brother und GZSZ beschneiden lassen, werden nie und nimmer eines deutschen Formulars Herr werden! Das ist per se unmöglich. Denn hier begegnet dem Bürger das Amts- und Rechtsdeutsch! Das ist eine Sprache, die in Michels Ohren noch fremder klingt, und deren Laute noch weniger Sinn ergeben, als Ki-Suaheli. Wenn er nun bei der Beantragung einer Hilfe

oder sonstigen Sozialleistung durch einen gottgewollten Zufall begriffen hat, was die Amtleute von ihm erheischen, dann geht der Zirkus in die nächste Runde. Sie wollen Belege! Alles, was Michel von sich behauptet, muß er belegen. Punkt für Punkt, Stück für Stück. Auf einem solchen Beleg sollte möglichst noch der letzte Schimmer weißen Papiers unter einem Stempel oder einer beglaubigenden amtlichen Unterschrift verschwinden.

Dann ist es recht. „Aber wo haben wir denn...? Wo war denn noch gleich...? Na, Mensch, die Bescheinigung da, die haben wir doch vor vier Wochen erst, erinnerst du dich nicht? Wenn man dich schon was fragt! Würst sie wieder versiebt haben...Dir kann man ja nichts in die Hand geben!“ Dieser familiäre Kleinkrieg wird zwar nicht zum Auffinden des Dokumentes führen, aber er wird mit Sicherheit ein anderes Ziel erreichen: daß Michel und seine Frau irgendwann entnervt aufgeben! Und das ist doch schon mal was!

Zugegeben, daß es bei Michels aussieht, wie bei Hempels unterm Bette, ist in unseren Zeiten wohl eher die Regel als die Ausnahme. Das Amt kann dafür überhaupt nichts und wir wären die Letzten, die den Behörden die Schlamperei und katastrophale Unordnung in einigen bundesdeutschen Privathaushalten anlasten würden.

Dennoch sehen wir in den durchklausulierten Forderungen nach immer höheren Papierbergen eine gewisse Methode. Nicht jeder bezwingt die Eigernordwand, nicht wahr! Manche stürzen schon nach zehn Metern in die Tiefe zurück. Wieviele Millionen, wenn nicht Milliarden Euro der Staat Bundesrepublik Deutschland jährlich an der Insuffizienz seiner bedürftigen Bürger spart, würde uns schon wirklich brennend interessieren.

Es müssen horrenden Summen sein! Im Umkehrschluß dürfte man vermuten, daß das wirtschaftliche Aus dieses Gemeinwesens schon beschlossene Sache wäre, wenn sich jeder, dem nach den hiesigen Gesetzen etwas zustünde, das Seine auch bis auf den letzten Pfennig holen würde. Nein, da baut die Bürokratie entsprechend vor.

Und ganz galant macht sie das, unendlich diskret und ohne sich wirklich schuldhaften Verhaltens auszusetzen. Für ein paar Euro Wohngeld wird beispielsweise ein Aufwand eingefordert, den wirklich nur wenige zu leisten imstande sind.

Und der vor allem, rechnet man die Arbeit auf eine Art abstrakten Stundenlohn um, das Ergebnis mehr als unrentabel macht. Leute wie Parkinson (der Entdecker von Parkinson's Law) und Professor Lawrence C. Peter aus Kanada machten sich viele kluge Gedanken zu der Autodynamik, die bürokratischen Systemen innewohnt.

Dieses schier unerschöpfliche Reproduktionspotential, das ständig derart verquaste neue Blüten in Form, Ausdruck und Begehrt treibt, daß sie teilweise selbst von Fachleuten nicht mehr überblickt werden, ist – so will es uns scheinen – nicht einfach nur ein unbeherrschbarer Selbstläufer.

Als der englische König Eduard III. um 1350 während eines galanten Zwischenfalls mit seiner Geliebten den Hosenbandorden gründete um ihr über eine peinliche Situation hinwegzuhelfen, da rief er das Motto dieser Auszeichnung aus: „Honi soit qui mal y pense!“ Ein Schelm, wer Böses dabei denkt!

Wir greifen das gerne auf und sagen mit einem Fingerzeig auf den Dschungel deutscher Formulare und der in ihm hausenden Beamtschaft: Ein Idiot, wer nichts Arges dabei denkt!

## Es steht eine Halle im Norden...

### eine Reflektion zur Umnutzung der Großen Halle von Brand

Jules-Francois Savinien Lemarcou

„Es steht eine Halle im Norden...“ So beginnt ein Vers aus der Edda, des Buches der germanischen Götter- und Heldenlieder.

Wenn man sie von ferne sieht – und, fahren Sie beispielsweise mit einem Ballon, dann sehen Sie sie schon bei gutem Wetter aus über hundert Kilometern Entfernung – dann erschauert man vor ihren gigantischen Dimensionen. Heißt es nicht, sie wäre gar die größte freitragende Halle der Welt? Ihre Ausmaße sind wahrhaft schwindelerregend: 360m lang, 210m breit, 107m hoch könnte sie den Pariser Eiffelturm liegend, Miß Libby – die New Yorker Hafenbraut – stehend, und die Hochhäuser des Berliner Potsdamer Platzes nebeneinander aufnehmen. Donnerwetter!

Gebaut wurde sie einst als Montagehalle für den Cargo-Lifter, eine moderne Ausgabe des Zeppelins. Revolutionär war die Technik, vielverheißend..., und erfüllte das Brandenburger Herz mit Stolz, Hoffnung und Zuversicht, das dieses Zugpferd innovativer und zukunftssträchtiger Technologie auf märkischem Boden stand und vielleicht den Startschuß geben sollte für ein zweites Wirtschaftswunder nach bayerischem Modell. Es herrschte Aufbruchstimmung im preußischen Kernland: Die Lausitz bekam eine Formel 1-taugliche Rennbahn – den Lausitzring, die Trasse der Magnetschwebbahn sollte von Berlin nach Hamburg durch den Norden Brandenburgs verlaufen – hier war was los!

Doch dann kam der Absturz – das jähe Seifenblasenplatzen. Die Magnetschwebbahn wurde zerlabert, sie fährt heute in China. Die Formel 1 kümmerte sich nicht weiter um den Lausitzring und zog ebenfalls ins Reich der Mitte. Und die Halle? Wer vermag zu sagen, wie das im Einzelnen vor sich ging? Aber plötzlich stand das Projekt Cargo-Lifter vor dem Aus und die Halle leer! Wir konnten von Glück reden, daß wir damals arme Studenten waren. Wir hätten unser Vermögen in die Beteiligungen am Zeppelin gesteckt; ...und wären alles los geworden. Wie die, die das Geld hatten und seinerzeit mit glühender Begeisterung investierten.

Was für ein Desaster. Das war der Untergang der Titanic auf gut märkisch erzählt. Auf einem Land, das solche Rückschläge in so geballter Zeit hinzunehmen hatte, schien ein Fluch zu lasten. Seit einiger Zeit steht die Halle nun nicht mehr leer. Ein Großinvestor aus dem asiatischen Raum hat sie zu einem „Freizeitparadies“ umgestaltet. Badespaß und tropische Landschaften, „Wellness“-Angebote und horrenden Eintrittspreise.

Zumindest das soll dem Vernehmen nach gut angenommen werden. Selbst die Berliner Bevölkerung pilgert in die riesige Halle, (Kunststück, wo doch ein bankrotter Berliner Senat ein öffentliches Schwimmbad nach dem anderen schließt) – der Rubel rollt. Doch was geht hier wirklich vor sich? Wofür steht dieses völlig andere Nutzungskonzept der majestätischen Halle?

Bringen wir das Symptomatische an diesem Geschehen auf den Punkt: Freizeitangebote statt aktiver Produktion. Vergnügung statt Kampf um einen Spitzenstandort der Weltwirtschaft. Erinnert das alles nicht in fataler Weise an die letzten Tage des Alten Roms? Die Arbeitslosigkeit im Land Brandenburg galoppiert. Statt neue Wirtschaftsmotoren zu installieren, die einzig den Konsum und damit den Lebensstandard wieder anzukurbeln vermöchten, gibt es auf der politischen Leitungsebene nur noch Gezänk um die Kanalisierung der spärlichen verbleibenden Ressourcen. Wer bekommt von dem traurigen Rest noch wieviel? Das ist so gut wie

alles. Wertabschöpfung statt Wertschöpfung – machen sich schon die Aasfresser über den noch warmen Kadaver her? Cargo-Lifter heißt jetzt „Tropical Island“. Nichts für die täglich zunehmende Masse von Hartz-IV-Empfängern. Und es riecht, wenn der Vergleich erlaubt ist, als hätte das Parlament den imposanten Wallotbau des Deutschen Reichstages leergezogen und lediglich in einer Ecke neben dem Foyer eine kleine Bockwurstbude für die Touristen belassen. Es riecht trotz aller tropischen Wohlgerüche nach Verfall.

Nichts dagegen, daß man sich der Halle überhaupt angenommen hat. Ein paar Arbeitsplätze wurden geschaffen. Ein regionaler Anziehungspunkt mit Berühmtheitswert wurde ausgebaut. Es wird Geld verdient. Alles richtig. Alles unbestritten. Alles besser als nichts! Aber es ist nicht dasselbe. Und es hat in einer täglich mehr verarmenden Gesellschaft keine langfristige Perspektive. Nicht die, die ein innovatives Wirtschaftsunternehmen mit quasimagnetischen Eigenschaften hätte.

Mit dem Zusammenbruch von Cargo-Lifter wurde dem Land Brandenburg eine tiefe Wunde geschlagen. Tropical Island erinnert an die bunte Bemalung eines Wundverbandes, mit dem sich manche Kinder über den Schmerz und die Leiden ihrer Verletzung hinwegzutrusten suchen: eine liebe Sonne auf das Pflaster, ein paar bunte Blumen – „na siehst du, kleiner Mann, alles halb so schlimm!“ Oh nein, es ist noch viel schlimmer! Die Wunde unter dem Verband schwärt und vernarbt. So oder so: Sie hinterläßt in keinem Falle etwas wirklich Sehenswertes.

## Ganereien am Rhein

### Zur Sendung Milliarden- Monopoly der Herrn Gritschneder und Wellmann

S. M. Druckepennig

Im biederem 19. Jahrhundert, als die Rheinprovinzen noch zu Preußen gehörten, erwog der Romantiker auf dem Hohenzollernthron, Friedrich Wilhelm IV., den Wiederaufbau der über einhundert Jahre zuvor geschleiften Marienkirche zu Brandenburg an der Havel. Doch seit mehreren Jahrhunderten stand der Kölner Dom unvollendet da: eine gigantische Investruine der Spätgotik. Wenn man nun den vollendete...?! Doch die Kassen waren knapp. Für ein Projekt reichte es nur. Also entschied man sich für die enorme Kathedrale am linken Rheinufer. Der Brandenburger Marienberg ging im wahrsten Sinne des Wortes leer aus.

Die Rheingauere separierten sich später von preußischer Oberhoheit. Das Erzbistum Köln wurde das Reichste der Welt, an dessen Trophäe dem Vernehmen nach gar der Vatikan hängt. Alle Welt strömt kamerabehangen nach Köln und knipst sich die Seele aus dem Leib; und wir Brandenburger?

Wir sitzen in unserer schabigen Ecke und heulen uns die Augen aus, weil wir bettelarm sind und keiner von der Großen Weiten Welt uns so recht kennen will. Tja, wir wußten um die Geschichte von den Nibelungen und Herrn Hagen von Tronje, der den legendären Schatz im Rhein versenkte. Wir taten es ihm gleich und pumpeten en mas unsere Kohle - nee, nicht in... – an den Rhein! Heute sind die rheinischen Frohnaturen autark und wir Preußen kommen nur noch in Karnevalskostümen vor. Töll, was? Aber jetzt zocken sich die Rheinländer wenigstens gegenseitig ab; nicht mehr uns! In Köln soll ein neues Stadthaus und eine neue Messe gebaut werden. Die exclusive Privatbank von Sally Oppenheimer ist dabei. Und mit ihr im

Bunde der ehemalige Maurerpolier und Aufsteiger Esch, sowie die gesamte Führungsspitze der Kölner Stadtregierung. Dieser Kölner Klüngel verhält sich nach Aussage journalistischer Rechercheure wie eine Bande von Gaunern und Banditen und bestehlen unter Anwendung ungesetzlicher Mittel die Kölner Bürgerschaft in D-Mark Beträgen, die sich nach Milliarden bemessen.

Der WDR als öffentlich-rechtliches Medium nimmt die Interessen der GEZ-Zahler und des Restes der Öffentlichkeit wahr und läßt berichten. Bravourös! Unsere Sympathien gehören den beiden mutigen und gleichermaßen fähigen Journalisten, den Herrn Gritschneider und Wellmann.

Dennoch, ein bitterer Nachgeschmack bleibt. Er kommt uns dann auf die Zunge, wenn wir die Sendezeiten ins Kalkül ziehen: Einmal am 04. Juli 2005 von 22:30 Uhr bis Viertel Zwölf und dann am 6. Juli von Viertel Elf bis Elf. Sind das die Hauptsendezeiten?

Sind das die Sendeplätze, von denen man erwarten kann, daß sie von den Betroffenen und Bestohlenen zumeist frequentiert werden? Das erscheint uns des Nachdenkens wert! Der WDR zählt zu den demokratischen Institutionen unseres Landes.

Ohne ihn und seinesgleichen; ohne so kompetente und couragierte Ermittler wie den vorgenannten Herrn ist unsere Demokratie ein schutzlos ausgelieferter Popanz von zu spät gekommenen Feudalherren, deren Auftreten an das das Gebaren von Haien erinnert.

Dennoch, sollte dieses Thema nicht zur besten Sendezeit plaziert werden? Wer es kurz vor Mitternacht oder am späten Vormittag, wo alle ehrbare und potentiell erreichbare Welt bereits schläft, oder dem Tagwerk nachgeht, in Szene setzt, der versteckt etwas, gleichwohl er es zeigt.

Das ist nicht reell! Ebenfalls irritierend ist, daß die zuständige Staatsanwaltschaft trotz offenkundiger Beweise einen Anfangsverdacht nicht für gegeben hält. Ist das die Klassenjustiz, von der uns die lila angetünchte Frau und Megäre des saarländischen Dachdeckers und Gestapo-Kriechers Honecker so viel verkünden ließ?

Wir Brandenburger, die wir unter den Nazis sowohl, als auch unter denen Kommunisten zu leiden hatten, beginnen jedoch nach dem Bericht der Herrn Gritschneider und Wellmann zu begreifen, warum die Bolschewisten mit solch ungestümer Force gegen die Kapitalisten vorgehen.

Die Lumpen, die für den Kölner Klüngel verantwortlich zeichneten, verdienen nichts anderes! Das Vorgehen gegen dieses Pack war recht, Rote Hilde hin oder her! Blöd war nur, daß Honeckers Truppe aus demselben Holz geschnitzt war. Als die mutige Armee der Juden seinerzeit die Golanhöhen erstürmten und die Syrer in die Flucht schlugen, zierten sie das eroberte Terrain mit einem Wegweiser, auf dem zu lesen war: „Noch 60 Meilen bis Damaskus!“

Wir schlagen ein entsprechendes Orientierungszeichen vor, welches auf der Domplatte installiert, jeweils in Richtung der am Kölner Klüngel beteiligten Institutionen weist und aussagt: „Innerhalb eines Radius von fünf Meilen befinden Sie sich auf dem unumstrittenen Hoheitsgebiet einer kerndeutschen Bananenrepublik!“ Das Schild aber sollte von Mitarbeitern demokratischer Kontrollorgane tagsüber verdeckt werden, damit sich niemand daran stört. Und am wenigsten der wieder einmal um das kärgliche Seine geprellte Deutsche Michel!

## GUESTAV

Am Mittwoch, dem 17. August 2005 um 23:15 Uhr verließ Guestav Last diese Welt. Unser Katzenbruder Guestav ist nicht mehr bei uns. Sein Heim ist verwaist. Noch schreit jede Ecke nach ihm und das Herz blutet. Er wurde geliebt und geachtet. Denn Guestav hatte das große Katzensglück, einen Bruder und Gefährten auf dieser Welt gefunden zu haben, der ihn innig liebte - diese beiden waren Teil eines Ganzen.

Wer immer glaubt, auf einen Kater, Hund oder Rattchen ihrer Gestalt und Größe wegen herabsehen zu müssen als eben auf ein Haustier, das auf einer dem Menschen nachgeordneten Stufe befangen sei, der hat dieses Leben nicht begriffen. Guestavs Menschenbruder Jens-Peter aber war diesem Irrtum mitnichten verfallen. Er wußte stets und immer und in jeder Minute um den unwiederbringlichen Wert des kleinen Bastetsohnes.



Guestav Last

Der kleine Katzenmann war Zeit seines Lebens, buchstäblich bis zu seiner letzten Minute, ein Lehrer. Und hier ist nicht die Rede von einem gewöhnlichen Pädagogen. Er war ein Lehrer im klassischen Sinne. Einer, zu dem man gut daran tut, in Ehrfurcht aufzublicken. Katzenbruder, wir verneigen uns vor Dir und dem, was Du uns für unser Leben mitgabst.

Du hast uns die bedingungslose, die aufrichtige Liebe und das große Vertrauen gelehrt. Deine Grabsäule richten wir in unseren Herzen auf. An den Toren der Dämmerung wird SIE Dich erwarten und das Prinzeßchen wird bei IHR sein. Über den Styx hinweg werden Deine Öhrchen hören, wenn wir Deinen Namen rufen. Als ich Dich das letzte Mal sah, hob und senkte sich Dein Fellchen über dem tapfer pochenden Herzchen, noch maunztest Du uns etwas zu und richtetest Dein Köpfchen auf, um Dich umzuschauen nach Dingen, die Deine lieben Augen kaum mehr zu sehen vermochten. Draußen, auf dem Balkon aber saß der mächtige Erzengel Gottes, der des Herrn Personalbüro vorsteht. Die Sense lehnte an der Wand, auf dem Holztisch abgestellt lag das fatale Stundenglas.

Das Gesicht in der Kapuze und von den Händen verborgen - weinte er? Er tat es. Denn manche Aufträge, die er von seinem Chef erhält, erweisen sich auch für ihn als zu hart. Siebzehneinhalb Jahre konnte er die Ordre, Dich zu holen, immer wieder vom Tisch fallen lassen. Nun sah es so aus, als hätte der Vater aller Dinge insistiert. Es nutzte nichts. Er mußte nun. Uns lähmte die Hilflosigkeit, Dein Leiden mitanzusehen und nur für etwas Bequemlichkeit zu sorgen, Dir etwas Wasser zum Schlappern geben zu können und mit jedem Augenblick gegen den eigenen Schmerz anzukämpfen, der allerdings gegen Dein schweres Abschiednehmen verblässen mußte. Kleiner Katzenmann! Was bleibt, ist die Liebe zu Dir und die Dankbarkeit für alles, was Du gabst. Schlafe süß, kleiner Schnurrer, Maunzer, Katzenseele! - bis wir uns wiederssehen!

Dein Sammetpfötchen küssend

Sabine Ratz Katzentraum

Kotofej Kryisowitsch Bajun

Plaue an der Havel, am 17. August 2005

## Nachsatz

Wenige Stunden, bevor Guestavs Katzenselchen auf seine letzte Reise ging, ließ sich eine Taube in der Abenddämmerung auf dem Balkon nieder und blieb dort sitzen, zu dem entkräfteten Sterbenden hinüberschauend. Dieser aber, der schon sonst zu keiner Reaktion mehr fähig war, hob das Köpfchen in ihre Richtung und sah sie an...

Die Urmutter Erde aber, verraten von ihren „denkenden“ Geschöpfen würde diesen patriarchalen Blödsinn nicht lange dulden und die Spinner aushusten - mitsamt ihrem demiurgischen Götzen.

Vieles reden die großen Dome der Christenheit. Doch täte man gut daran, nachdem man das Labyrinth auf dem Fußboden der magischen Kathedrale zu Chartres durchwandert hat, sich hinzuknien und das Ohr an den Boden zu halten. Tief unter den Mosaikfliesen pocht das alte Herz der keltischen Urmutter und ihrer heidnischen Kinder. Deren Botschaft könnte sich über kurz oder lang als für unsere weitere Existenz essentiell erweisen. Die Aussage dieser Botschaft wird leise geflüstert, zu dick ist das Fundament der Kathedrale. Wer sich aber nicht die Mühe macht, genau hinzuhören, der wird erleben, daß die Folgen dieser Ignoranz über die Menschen kommen werden, wie einst die apokalyptischen Reiter - mit dröhnendem Schritt! Dann werden die Kathedralen in sich zusammenfallen, denn es wird niemand mehr sein, der sich ihrem Erhalte verschreiben könnte. Auf ihren Trümmerbergen werden Bäume und Sträucher wachsen, die im Winde wieder das Lied singen, welches einst von den vorchristlichen Menschen verstanden wurde. Wer aber wir dann zuhören...?

## Kathedralen und das Heidentum

Scholcher M. Druckepennig

Jüngst war Monsieur Lemarcou in seiner nordfranzösischen Heimat. Die Bilder, die er von den berühmten Kathedralen wie Chartres, Reims, Amiens, Rouen, Tours und Dreux mitbrachte, riefen ungläubiges Erstaunen im Redaktionskollegium hervor. Welche himmelstürmende Pracht, welche überladene und sinnunterlegte Ornamentik! Welch aberwitzige Arbeit, Schweiß, Blut und Mühe dahintersteckt! Es ist gigantisch. Die tiefempfundene Frömmigkeit von Generationen. Aber es machte auch nachdenklich. Wir wissen, daß die meisten Kathedralenerbauer ihre Wunderwerke in Stein auf den Fundamenten heidnischer Tempel errichteten, um sich zum ersten den kultischen Boden zunutze zu machen und zum Zweiten das Heidentum auf diese sublimale Art und Weise, quasi per Substitution, auszumerzen.

Der Plan ging successive auf. Aber was kam dabei heraus? Das Christentum als revolutionäre Idee sollte den Menschen befreien aus seinem Verlorensein, aus seinem Gefühl nur ein unbedeutender Spielball der ihn feindlich umgebenden Natur zu sein. Es sollte ihn quasi per persönlichen Vertrag der Gottheit näherbringen. Doch der Schuß ging vollständig nach hinten los. Als erstes verlor die „Krone der Schöpfung“ mit der Einnahme ihrer Sonderposition ihren Respekt. Zuerst vor der Umwelt, dann vor sich selbst und zuletzt vor Gott selbst. Ein weiterer wesentlicher Aspekt der „Versteppung“ menschlichen Daseins ließ sich beobachten: War die Natur vorher unergründlich, verzaubert, bevölkert von Heerschaaren von Geistern, Dämonen, Feen, Kobolden, Göttern und vor allem - Göttinnen; war jeder Strauch, jeder Hase, ja sogar Steine, Träger einer Magie, sprach ehemals jeder Baum zu den Menschen, so wurde die Welt buchstäblich entzaubert, als der

verrückte Bonifazius seine Axt an die Irminsul legte. Jetzt wurde das den Menschen Umgebene zu jenem fatalen Dualismus eingeeengt, der ihn fortan in einem ständigen Spannungsfeld gefangen hielt. Hie Gott - da Teufel, hie Gut - da Böse. Du bist nicht länger Herr deines Lebens und schon gar nicht deines Schicksals. Du bist entweder Gottes oder des Teufels - in jedem Fall aber komplett fremdbestimmt, ohnmächtig. Die einen sagten, man könne sich durch Askese und völliger Entsagung aller irdischen Genüsse das Himmelreich verdienen; die anderen lehrten, nichts könne wirklich helfen - was bliebe, wäre einzig auf die Gnade Gottes zu hoffen. Welcher geistige Qualenteppich auf die Bevölkerung des „christlichen“ Abendlandes niedergesenkt wurde, läßt sich heute kaum in Worte fassen. Statt der verheißenen Erlösung brachten die Missionare seelische Einkerkung, verbunden mit dem vollständigen Verlust zur sprechenden Natur. Wurde man dessen intuitiv gewahr, als just zu dieser Zeit, da die alten Götter in den Herzen der Menschen endgültig verloschen, die Abkehr von der schlichten Romanik hin zur prachtvollen Gotik erfolgte? Versuchte man das „Verlorene Land“ in diesen schmucküberladenen Kunstwerken zu kompensieren, zu imitieren, ja - zu beschwören?

Nicht umsonst sollten diese Bauten irdische Vorhöfe zum „himmlischen“ Jerusalem sein, Ausdruck namenloser Sehnsucht nach einer verlorenen, besseren Welt. Doch so sehr man sich auch mühte, das Ziel wurde verfehlt: Bei aller unübertrefflichen Kunstfertigkeit und Reichhaltigkeit der Ausstattung blieben sie doch toter Stein. Durch die bezaubernden Lichtspiele, hervorgerufen durch die überirdisch schönen Buntglasfenster, konnte man beeindruckt werden. Aber das Verlorene Land brachten auch sie nicht wieder. Deshalb ist es widersinnig, im Falle der riesigen Kathedralen von „Gotteshäusern“ zu sprechen. Möglich, daß die Erbauer das so sahen. Aber der Mensch an sich meinte Gott schon lange nicht mehr. Er meinte sich. Nicht seiner Frömmigkeit und Demut gab er Ausdruck. Hätte er das gewollt, eine kleine Holzhütte hätte es auch getan. Sie hätte diesem Zweck sogar weitaus besser gedient als ein wuchtiger und pompöser Kirchenbau. Die Bauherren feierten sich am Ende selbst, sie präsentierten sich selbst, sie erhoben sich selbst. Das christliche Prinzip der Bescheidenheit in Demut war auf pervertierte Weise korumpiert.

Doch der Pferdefuß ließ nicht auf sich warten. Als Schlußstein wurde er sozusagen ins Gewölbe eingemauert. Denn mit der Abkehr von der natürlichen Umwelt, mit seiner gewollt vollzogenen Desintegration verließ der Mensch auch ideologisch das Diesseits. Ab jetzt wurde ein schwammiges, nebulöses und keinesfalls zu bestätigendes Jenseits etabliert, auf das es alle Aufmerksamkeit zu richten galt. Der Teufel hole diese hirnrissige Idee! Wer zählt die Legionen derer, die diesem metaphysischen Unfug aufsitzend ihr einziges, unwiederbringliches Leben vergeudeten! Alles diente nur noch dem Zweck, daß ein paar ausgeschlafene Burschen die Zeichen der Zeit erkannten, und die heillose Schwärmerei einiger verrückter Juden und Griechen geschickt in ein Gesellschaftsmodell einzubauen verstanden. Der monotheistische Grundgedanke stützte in nie dagewesener Weise das hierarchische Herrschaftssystem. Die früher verachtete Armut und Schwäche zu instrumentalisieren, war der geniale Einfall der Führungseliten, die sich das Christentum erbötig machten.

Doch weitaus mehr ging den Menschen verloren: Die Demut, die Ihnen das Christentum vermitteln sollte, ging komplett über den Jordan. Hielten die alten, heidnischen Ägypter die Katze für ein heiliges Tier - verbrannte, verfolgte und denunzierte man diese wundervolle Kreatur als dämonische Ausgeburt der Hölle, die nirgendwo anders existierte, als in den Köpfen der Menschen. Entschuldigten sich die Ahnen bei den Tieren, wenn sie sie töten mußten, so verloren die Christen jeden Bezug zu dem Respekt, den sie der Fauna von jeher schuldeten. Was entstand, war - wie bereits beschrieben - das

Öde Land, in der Landschaft sowohl, als auch in den Seelen der Menschen. Hähne, Ziegen, Ratten, Esel - alle, alle hatten mit einem Schläge unter dem Dogma zu leiden, welches irgendein Wirrkopf seinerzeit in die Bibel hineingeschrieben hatte: Machet Euch die Erde untertan, mit allem, was darauf krecht und fleucht. Die Urmutter Erde aber, verraten von ihren „denkenden“ Geschöpfen würde diesen patriarchalen Blödsinn nicht lange dulden und die Spinner aushusten - mitsamt ihrem demiurgischen Götzen. Vieles reden die großen Dome der Christenheit. Doch täte man gut daran, nachdem man das Labyrinth auf dem Fußboden der magischen Kathedrale zu Chartres durchwandert hat, sich hinzuknien und das Ohr an den Boden zu halten. Tief unter den Mosaikfliesen pocht das alte Herz der keltischen Urmutter und ihrer heidnischen Kinder. Deren Botschaft könnte sich über kurz oder lang als für unsere weitere Existenz essentiell erweisen. Die Aussage dieser Botschaft wird leise geflüstert, zu dick ist das Fundament der Kathedrale. Wer sich aber nicht die Mühe macht, genau hinzuhören, der wird erleben, daß die Folgen dieser Ignoranz über die Menschen kommen werden, wie einst die apokalyptischen Reiter - mit dröhnendem Schritt! Dann werden die Kathedralen in sich zusammenfallen, denn es wird niemand mehr sein, der sich ihrem Erhalte verschreiben könnte. Auf ihren Trümmerbergen werden Bäume und Sträucher wachsen, die im Winde wieder das Lied singen, welches einst von den vorchristlichen Menschen verstanden wurde. Wer aber wir dann zuhören...?

## Kevin nicht allein im Zug

Jules-Francois S. Lemarcou

Schon oft hatte sich der Landbote mit der grassierenden Verblödung auseinandersetzen, die sich in märkischen Gefilden ausbreitet. Es ist eines der gesteckten Ziele unseres Blattes, diesem Dämon die Stirn zu bieten. Dennoch fällt es uns immer wieder schwer, diesen traurigen Acker umzugraben. Selbst die Feder beugt sich gramvoll und die Tinte zieht sich verblissend zurück. Über erfreuliche Dinge reportieren wir lieber.

Eine Fahrt mit der Reichsbahn bringt oft die Muße, sich unter den Mitreisenden umzuschauen. Viele hocken auf den Sitzen, Treppen des Doppelstockwaggons, auf ihren Koffern - in sich gekehrt, lesend, manchmal leise miteinander schwatzend. Nichts Aufregendes. Wenn da nicht die halbwüchsigen Knaben wären, die mit ihrer erwachenden Männlichkeit und den ins Kraut schießenden Hormonen nichts so recht anzufangen wissen.

Sie fühlen sich als der Mittelpunkt der Welt und errahnen dunkel, daß dieser Fakt dem Rest der menschlichen Gesellschaft noch nicht bewußt ist. Das ist ein unbedingt zu ändernder Zustand: Sie gehen dieses Werk zunächst einmal geräuschvoll an. Ob es nun die Kakophonie ist, die den Ohrstöpseln des MP3-Players entquillt, ob es das „Handy“ ist, dem sie im Spielmenü quiekende und knärende Töne entlocken... Am unangenehmsten aber wird es, wenn sie das Maul aufmachen. Dann überfliegt mich regelmäßig ein gewisses Neidgefühl den Gehörlosen gegenüber. Denn was diesen ansonsten geschlagenen Zeitgenossen erspart bleibt, macht manches wieder wett! Welche grauenhafte Verstümmelung der Sprache! „Eh, Alter, eh! Eh, hast Du nich irgend ‚ne Kusine in P? Ick habe da jestern ‚ne Käthe kenn‘ jelernt, die kommt von da. Die is echt kraß, Junge, eh, Alter, eh!“ Ist der Angesprochene jung? Ist er alt? Aus dem Kontext des Gestammelten geht dieser Punkt nicht endgültig hervor. Ich schaue zu dem Angesprochenen hin. Er ist eines Alters mit dem verhinderten Rhetor und sicher einer intellektuellen Gewichtsklasse. Wenn sie ihre beiden Hirnrindrudimente addieren,

könnten sie einer Schmeißfliege ernste Konkurrenz machen. Dann geht das unsägliche Gedöns weiter: „Eh, Alter eh...“ (es handelt sich hierbei sicher um die obligate Einleitung eines Gestammelns), „...wenn ick die Prüfung bestehe, Alter, dann jeb ick mir dermaßen die Kante, daß nischt mehr jeh, Alter, eh!“ (Auch die Abschlusinterpunktion wird mit der geistlosen Phrase gekennzeichnet.) Und jetzt kommt ein Höhepunkt: „... ick saufe denn bis zum Delirjum!“ Ei der Daus! Woher das fremdländische Wort? Der Fetzen Bildung, von wannen kömpt er dem Stammler anheim? Es bleibt ein Rätsel? Nun wissen wir zumindest, welche helfende Faktoren dem Abbau der Großhirnmasse so hilfreich zu Diensten war. Wie man effektiv Alkohol in den retardierten Brägen schüttet, wahrscheinlich um der Substitution mangelhaft vorhandenen Parenchyms willen, das wissen die Deppen. Und sie halten es für „obercool“, mit Force ein verheerendes Autopsychogramm zu plakätieren. Geist und Bildung erscheinen ihnen suspekt. Aber ganz ohne geht es auch nicht – wie wolle man den „Delirium“ anders ausdrücken? Auch wenn man diesen Begriff nicht mal ansatzweise zu definieren wüßte.

Nun sollte man den eigenen Blick nicht auf solche Vertreter des Stumpfsinns fixieren! Weitaus interessanter nämlich ist es zu beobachten, wie die nähere Umgebung das hohle Gebrabbel rezipiert. Die meisten reagieren mit totaler Gleichgültigkeit. Befangen in ihren eigenen Alltagsproblemen und abgestumpft durch die Gewöhnung an solche Mißstöne, nehmen sie das erschreckende Geschehen kaum noch zur Kenntnis. Aber da: Da sitzen zwei junge Mädchen circa drei Meter entfernt von dem Schwätzer und beobachten ihn unverhohlen.

Was mögen sie denken? Fühlen sie sich abgestoßen von so viel Dummheit? Sagen sie sich: „Herrgott erspare mir die Liaison mit so einem Dödel?“ Beiden lugt das nackte Rückenfell unter den viel zu knappen Hemdchen hervor, spärlich bedeckt von einem schwarzen Nichts, welches, statt die empfindlichen Körperpartien abzudecken, gerade mal das Bochdalek'sche Dreieck verhüllt und sich „Tanga“ nennt. Dieses Triangulum, soviel sei den anatomischen Laien verraten, bezeichnet keineswegs das – wenn behaart – so markante, für das männliche Geschlecht so Unwiderstehliche am Ende der weiblichen Oberschenkel, sondern das auf der Rückseite des femininen Beckens Gelegene, was häufig durch zwei hübsche Grübchen geziert und begrenzt wird.

Doch zurück zu unseren halb nackten Jungdamen: Das unvermeidliche „Arschgeweih“ wird sie noch verunstalten, wenn sie mit Gottes Hilfe hohes Alter erreicht haben und ihren runzligen Pelz mit sich herumschleppen. Zu einem aber taugt diese Tätowierung ganz vortrefflich. Sie stößt ein Fenster auf in die Seelen der Trägerin, welches zugegebenermaßen nicht immer klar und zuverlässig ist. Doch Nasen- und andere Ringe vervollständigen den Eindruck: Nein, diese beiden sind nicht angewidert. Hier begegnet uns das traurige Gegenteil: Sie sind fasziniert: „Gott, was für fesche Typen! Knackiger Hintern, breite Schultern.“ Und das dämliche Gesülze wirkt keineswegs kontraproduktiv. Es klassifiziert ganz im Gegenteil die Stammler als der eigenen Kaste zugehörig. Das ist beruhigend. Das macht den Trottel in den Augen dieses Weibchens attraktiv. Sie denkt noch nicht weiter. Sie kalkuliert noch nicht die Belange ihres Daseins oder die ihrer zukünftigen Brut. Nur ihr Stammhirn arbeitet momentan. Ja, was denn auch sonst?! Die graue Zellschicht darüber ist ebenfalls sehr dünn geraten.

Die Tragik liegt in der Vermehrung dieser Gestalten, respektive in der hohen Proliferationsrate. Das heckt ungehemmt. Denn das einzig erstrebenswerte für diese Menschen liegt in der Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse, als da sind: fressen, saufen, „poppen“, schlafen. Das „Poppen“ nimmt dabei die höchste Prioritätsstufe ein. Hierin liegt auch das Hauptunterscheidungsmerkmal zu den Schichten, welche Bildung weitaus

mehr goutieren. Die nämlich halten sich in der Geburtenstatistik auffällig zurück, sind zu sehr mit ihrem Lebensstandard befaßt, als daß sie es zuließen, daß dieser durch die Aufzucht von Kindern getrübt werde. Die Produkte sind entsprechend. Für eine Zeit lang scheint dieser unselige Mechanismus den Gesetzen Darwins zu widersprechen. Aber glauben Sie mir: Wirklich nur für eine Zeit! Irgendwann sind die Ressourcen erschöpft, die die Dampfböden auf Kosten der Armen dieser Welt aus dem Vollen schöpfen läßt. Es sind viele skurrile Typen, denen man auf einer Bahnfahrt begegnet. Und keineswegs ausschließen wollen wir, daß wir nicht auch auf Andere eventuell befremdlich wirken mögen.

Da ist beispielsweise die auf „rüstig“ getrimmte Greisin, die allmorgendlich mit ihrem Velozipeda das Abteil stürmt, wie eine Horde der Roten Armee. Zartgefühl ist der Dame fremd, und wenn sie mit ihrer zweirädrigen Waffe menschliche Knie und andere Drahtesel genugsam gestoßen und geschrammt hat, blickt sie triumphierend in die Gegend. Da ist der liebende Vater, der seiner anderthalbjährigen Tochter alles, alles durchgehen läßt, während die feiste Mutter langsam fuchsig wird - sowohl auf den Alten als auch auf die Range; da sind die notorischen und unvermeidlichen Verliebten, die für nichts als sich selbst Augen haben (wir wollen der verliebten Dame des Pärchens einige kleine, rasche, taxierende Blicke auf das sonst anwesende männliche und besonders weibliche Kontingent der Mitreisenden zugestehen.)

Nicht zu vergessen der Laptop-Klimperer, der versessen auf seinem Rechner herumhackt, dabei die klackenden Geräusche mit der Beschallung vermischt, die den Ohrstöpseln des Langbezoepften neben ihm entfliehen. Doch all das ist leidlich erträglich. Nur der Schäfermischling in der Abteillecke sucht sich dem Elend durch ein verzweifertes Abtauchen unter eine Sitzbank zu entziehen. Ich aber sehe der Minute freudig entgegen, in der mich der nächste Bahnhof von den Dampfböden erlöst. Der Zug fährt ein, hält an - die Türen öffnen sich: alles drängt nach außen. Kevin der Geistlose ist unter den Massen, die sich mühsam nach draußen kämpfen, gegen den Ansturm der Unerbittlichen, die draußen bereits Panik schieben, drinnen keinen Sitzplatz mehr zu bekommen. Ihn wären wir also los! Gott sei Dank! Das ist geschafft. Durch die offene Tür hindurch bekomme ich noch mit, wie ein Loreley-Verschnitt an den Verliebten vorübersegelt. Beide Augenpaare folgen ihr.

Dem verliebten Fräulein ist der Zwiespalt anzumerken, in dem sie sich befindet: Bleibe ich an der Figur und den Klamotten der Schlampe hängen (Was hat sie, was ich nicht hab?), oder überwache ich lieber meinen Süßen?! Denn daß er der Blonden ebenwails auf den wogenden und vielversprechenden Hintern starrt, steht für alle - aber auch wirklich alle! - so fest wie das Amen in der Kirche. Auch er weiß es, ertappt sich unter den ertappenden Blicken seiner Freundin und beeilt sich zu versichern, wie unvoreilhaft sich dieses Mädchen doch kleidet, wie unschön ihre mißratene Figur (ha ,ha ,ha...), und daß „die“ ihr ja üüüüberhaupt keine Konkurrenz machen könnte. Es klingt beruhigend - doch sie weiß, daß er lügt. Winkt das blonde Gift nur mit dem Finger, dann ist sie ihren Schmusi los, todsicher für eine Nacht - und das reicht ja wohl schon. Also, bloß weg aus dem Gefahrenbereich, dem Epizentrum weiblicher Potenz. Und sie zieht, sie spült ihn mit sich fort. Der Bahnsteig ist leer. Auch der doofe Kevin ist verschwunden. Ich atme befreit durch. Der Zug ruckt an. Und für weitere acht Minuten genieße ich die Stille. Dann erwartet mich eine Viertelstunde Fahrradfahrt zwischen Seen hindurch unter den Wipfeln hoher Bäume. Der Wind rauscht leise und mit einer perfekten Grammatik. Die Vögel zwitschern dazu. Ach, Kevin, Du Hohlkopf - was kann die Welt schön sein, wenn man Deine Stimme nicht vernehmen muß... Bin ich zu alt? Bin ich spießig? Vielleicht. Spießig - und Spaß dabei!

## NACHRUUF

Jens Weinreich

Voller Bestürzung und mit tiefer Anteilnahme erfuhr der Preußische Landbote am Montag, dem 25. Juli 2005 vom unzeitigen Ableben des erst 33jährigen Fliesenlegermeisters, Plauer Bürgers und Mitglieds der Interessengemeinschaft „Olle und Dolle Räder“ zu Brandenburg an der Havel, Herrn Jens Weinreich. Wir stehen erschüttert vor einem Schiedsspruch Gottes, dessen Sinngehalt sich uns nur schwerlich erschließt.

Er überzeugte seinerzeit durch die Brandenburger landesbeste Meisterprüfung als Fliesenleger, gründete eine eigene und erfolgreiche, kleine Firma, erwarb ein schmuckes Haus in Plau, engagierte sich als Sammler und Aussteller der obengenannten, dem Landboten nahestehenden Interessengemeinschaft. Uns begegnete er als ruhiger und freundlicher Charakter, angenehm im Umgang, zurückhaltend und doch durchdrungen von anziehendem Charme. Die Lücke, die der Tod Herrn Jens Weinreichs reißt, wird möglicherweise in ferner Zukunft vernarben - verheilen wird sie nie!

Im Namen der Redaktion des Preußischen Landboten

B. St. Fjöllfross, Schriftleiter



## Pest und Terror

S. M. Druckepennig

Die 29. Kalenderwoche des christlichen Jahres 2005 ließ die Menschen der Neuzeit wieder einmal ein Stück weit teilhaben an der Erlebniswelt ihrer Mütter und Väter vor etwa fünfunddreißig Generationen. Als die amerikanische Historikerin Barbara Tuchman mit ihrem Buch „Der ferne Spiegel“ das dramatische europäische 14. Jahrhundert beschrieb, beleuchtete sie den enormen Fatalismus, der die Menschen im Angesicht des allgegenwärtigen Todes beschlich. Nun ist der Tod immer allgegenwärtig. In manchen Epochen der Menschheitsgeschichte aber kam er mit so geballter Macht über die Kinder Adams und Evas, daß denen buchstäblich Hören und Sehen verging.

Das vierzehnte Jahrhundert forderte dem europäischen Kontinent einen apokalyptischen Blutzoll ab: Klimaänderungen, politische Wirren, ein schamlos verweltlichter Klerus, unaufhörliche Kriegszüge machten die Völker zwischen Sizilien und den Fjorden müde. Und dann kam SIE, eingeschleppt durch einen Kauffahrer aus dem Orient, der in Genua anlandete: die Pest! Auch wenn manche moderne Historiker heute behaupten, daß das, was wir heute landläufig als den Schwarzen Tod den ausgehenden Mittelalters bezeichnen, nicht allein die schwarze Beulenpest gewesen sei, sondern verschiedene Seuchen, die in mehreren

Ausbreitungswellen das unhygienisch hausende Abendland überfluteten - Fakt ist, Europa verlor in diesen Jahren mehr als ein Drittel seiner Bevölkerung an immer wiederkehrenden Pandemien. Ganze Landstriche verödeten. Der Albtraum, an dem die Menschen irre wurden, hallte nach: Der zentrale Omnibusbahnhof der Stadt Brandenburg an der Havel befindet sich auf dem Trauerberg - ja, so heißt dieser Platz noch heute. Sein Sand deckte einst die ungezählten Seuchenopfer der Neustadt Brandenburg. Es war die Zeit der großen Totentänze. Unter dem Turm der Berliner Marienkirche gegenüber dem Roten Rathaus kann man einen solchen Torentanz betrachten, jenen schaurigen Reigen, deren Tänzer aller Stände und beiderlei Geschlechter abwechselnd aus Todgeweihten Lebenden und bereits Gestorbenen besteht. Während die Morituri gramvolle Gesichter zeigen, grinst einzig der übermächtige Tod, der am Ende immer siegt. Welch ein Fatalismus spricht uns aus jenen Bildmotiven entgegen!

Schon damals waren unsere Ahnen in einer gewissen Endzeitstimmung und meinten, das Jüngste Gericht könne angesichts der empfundenen, schrankenlosen Herrschaft des Bösen so fern nicht mehr sein. Und wieder beschleicht uns, die Nachgeborenen der damaligen Überlebenden, das unguete Gefühl, in das von den alten Griechen orakelte Eiserne Zeitalter hineinzustürzen, welches uns wieder empfänglicher macht für die Botschaften der Totentänze unserer Altvorden: Samuel Huntingtons „Kampf der Kulturen“ bewahrheitet sich Schritt um Schritt. Die vorletzte Juliwoche 2005 bewies, daß die zeitgenössischen Assassinen die Tradition des Alten vom Berge zum Schrecken der Welt wieder aufleben ließen. Als die Mongolen mit der als uneinnehmbar geltenden Festung Alamut im iranischen Hochland vor reichlich achthundert Jahren kurzen Prozeß machten und die schiitischen Fanatiker geradewegs in ihr satanisches Paradies sandten, glaubte man, des Fluchs der Selbstmordattentäter ein für alle mal ledig zu sein.

Ein verhängnisvoller Irrtum! Schon die kaiserliche Armee Japans belebte im Zwanzigsten Jahrhundert die Idee des persönlichen Opfertods erneut, um sie als „göttlichen Wind“ (Kamikaze) getarnt auf den Feind vernichtend herabzusenden. Islamische Fundamentalisten, die es zum einen ankotzt, daß die Vereinigten Staaten und Nordeuropa in schranken- und sittenlosem Überfluß schlemmen, während man in ihren Ländern tagtäglich verreckt, um diesen fernen Luxus zu ermöglichen, und die zum anderen den Einfluß des liberalen Okzidents vor allem auf die islamischen Frauen fürchten - und nichts erschreckt ein schwanzlosen Fundamentalisten mehr, als eine starke Frau, die am Ende zurückschlägt, wenn er sie prügelt und ihre Hingabe widmet, wem sie will - solche Fanatiker nun sind bereit, junge, etwas blöde Männer für sich sterben zu lassen, um den Prassern der Nordhemisphäre die Zähne zu zeigen.

Die Botschaft kommt an! Eingeleitet wurde das neuzeitliche Assassinentum mit den Donnerschlägen von New York und Washington am 11. September 2001. Seither dreht sich der Malstrom der Gewalt mit immer größerer Wucht. Es vergeht kaum noch ein Tag, an dem die Nachrichten nicht voll wären von den Schreckensmeldungen aus aller Welt. Die Terroristen müssen nur noch befürchten, daß die Masse der Anschläge eine Inflation ihres „Wertes“ bewirkt. Das wäre den Mördern das Schlimmste, daß keiner mehr hinschaut! Doch davon sind wir noch weit entfernt. Für die Europäer kam das böse Erwachen mit den Anschlägen auf die Madrider Eisenbahn. Dann folgte London. Gut, zwischenzeitlich hat es unendlich in den Weiten der russischen Einflußsphäre gekracht. Wir entsinnen uns des Massakers in einem Moskauer Theater und der fürchterlichen Schlächtereien in Beslan. Doch hat sich der Westen noch nie sonderlich mitfühlend für die Belange des Dritten Roms interessiert. Wenn es aber im Abendland rumst, dann wird man hellwach! Nun hat es also die Hauptstadt des Empires erwischt.

Und kaum atmet man durch und meint, zweimal an derselben Stelle ist sehr unwahrscheinlich, da werfen die nächsten islamischen Verrückten ein paar neue Bomben und mit ihnen diese statistische Wahndee über den Haufen und versuchen, die nächsten Sprengsätze zu zünden. Europa bekommt hautnah zu spüren, was in Israel seit dessen Staatsgründung an der Tagesordnung ist. (Vielleicht erwächst daraus auch ein wenig mehr Verständnis für den Judenstaat, statt der selbstgefälligen Kritiserereien, die jetzt allerorten a la mode werden.) Und damit die Europäer nicht allzu depressiv werden, hängen sich ein paar kurdische Trittbrettfahrer an den Terrorerpressen und zeigen den Osmanen in Konstantinopel, wo der separatistische Hammer hängt. Das hinwiderum kann den islamistischen Bomben nicht recht gefallen, denn sie beanspruchen die Bühne für sich. Und so setzen sie auf dem Sinai im berühmten Badeort Sharm-el-Scheich noch einen drauf!

Verzweifelt klammert sich nun die westliche Berichterstattung an ein paar ägyptische Demonstranten, um sich etwas damit zu trösten, daß die Bomberei mittlerweile auch den Einheimischen mißfällt. Mein Gott, das sind die Angestellten des Hotelgewerbes, die durch den Terror brotlos werden.! Die lieben das ungläubige, sittenlose Ausländerpack nicht ein Fatz mehr - aber sie leben von ihnen. Sie sind ein paar Privilegierte, die ein bescheidenes Auskommen haben, solange die Ungläubigen kommen und ein paar Dollar dalassen. Der Mehrheit aller Moslems wird ein beglücktes „Alcham did'Allah!“ - „Gott sei's gepuffen und getrommelt!“ - aus dem Munde schlüpfen, wenn eine menschliche Bombe mit dem Koran unter dem Arm wieder einmal ein paar Giaurs (Ungläubige) zum Schaitan (Teufel) geschickt hat.

Die Historie ist eigentlich dazu da, daß man aus ihr lerne! Was können wir nun für Schlußfolgerungen ziehen? Sollen wir's halten wie einst die mongolischen Horden, die mit ignoranter und ungestümer Macht das Problem des Alten vom Berge und seiner Assassinen wie ein paar lästige Wanzen einfach vom Tisch der Weltgeschichte fegten? Unter diesem Aspekt wäre es ein Fehler, Leute, gerade dümmliche Teufelsweiber wie Lyndie England, einzusperren. Das wären die einzigen Spezialisten, die einen islamistischen Wirrkopf an seinen empfindlichsten Weichteilen geradezu seelisch zu packen vermögen! Doch die zivilisierte Welt fürchtet den globalen Aufschrei aller jetzt noch gemäßigten oder lediglich unterschwellig antiwestlich gesinnten Muselmänner. Daß traditionelle, nichtsdestoweniger substanzlose große Maul Arabiens wird seit der Zeit der Kreuzzüge im Abendland noch immer sehr respektiert. Leute wie Karl Martell oder den Cid findet man bestenfalls noch auf europäischen Denkmalssockeln. Auch die verheerende und alles niederwalzende Gewalt der mongolischen Khane füllt nurmehr ein paar Seiten in den Geschichtsbüchern.

Vielleicht ist das auch ganz gut so. Wer sollte es wagen, darüber ein endgültiges Urteil zu fällen! Dennoch, ein friedliches Miteinander mit den Völkern des Halbmondes kann es nur geben, wenn diese zurückfinden zu ihrem ihnen immanenten liberalen Geist, der ihnen im Mittelalter eine gewaltige Hochkultur und die Führung in Kunst und Wissenschaft bescherte. Wir Europäer haben viel dazu beigetragen, daß ebendiese Hochkultur einer orthodoxen und den Geist tötenden, islamischen Theokratie unterliegen mußte. Angefangen mit den idiotischen Kreuzzügen, fortgesetzt mit der Reconquista und all ihrer verderblichen Saat der Intoleranz und des gandenlosen Hasses, die den heutigen Mullahs erst die eigenen Haßpredigten in die Feder diktierte, und endlich durch die kolonialen und neokolonialen Aktivitäten der europäischen Großmächte im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert tragen wir die Hauptverantwortung für die Entwicklung, die mit ihrer zerstörerischen Gewalt an ihren Ursprung zurückkehrt. Wie der französisch geformte Versailler Vertrag zu einem der wesentlichsten

Steigbügelhalter Hitlers wurde, so degenerierten die paulinisch-katholische Kirche und ihre braven Kinder an den okzidentalen Schalthebeln der Macht zu „Mullahproduzenten“. Der einzig gangbare Weg die modernen Metastasen der Höllenfestung Alamut auszurauchern und damit die assassinsche Gewaltspirale zu beenden, erscheint also im großflächigen und radikalen Umdenken des Abendlandes: Es ist verkehrt, das Problem mit der Installation von Amerikahörigen Marionettenregierungen in arabischen Staaten zu lösen, denen allein man die geringfügige Partizipation am westlichen Wohlstand gestattet. Die ernten nur Ablehnung bei ihrer Basis. Es wäre dagegen sinnvoll, mächtigen und souveränen Kalifen vom Schlage eines Salah ad Din oder eines Harun al Raschid den Weg an die Macht zu ebnen und deren Untertanen großflächig wieder einen Anteil am Reichtum dieser Welt zu ermöglichen.

Ein satter und zufriedener Moslem dankt Allah und geht seinem Tagwerk nach, anstatt auf die Ausrottung von Juden und Christen zu sinnen. Ganz im Gegenteil. Ein satter und zufriedener Moslem lebt und läßt leben. Cordoba lehrte uns, wie die drei verschwisterten Religionen ein friedliches Miteinander zu gestalten in der Lage waren. Und - weil wir gerade bei den Kalifaten sind - man vergesse einfach die fixe Idee, den Muselmännern Demokratien nach westlichem Vorbild überhelfen zu wollen. Das funktioniert bei den Wüstensöhnen einfach nicht! Man muß sie nehmen wie sie sind. Das wäre schon mal ein Schritt in die richtige Richtung! Falsche und unwirksame Mittel gegen die völkermordende Pest in Europa waren die Hexenverbrennungen und Judenpogrome. Sie bekämpften nicht die realen Gründe für das Elend und änderten daher überhaupt nichts. Erst die Verbesserung der hygienischen Lebensbedingungen konnten die großen Seuchen eindämmen. Exakt diese Strategie läßt sich auf die Bekämpfung des Selbstmordterrorismus anwenden: ziellose Gegengewalt nutzt auf die Dauer wenig. Den Sumpf mit den Mitteln der Teilhabe am Wohlstands und des Entgegenkommens austrocknen - den anderen in seiner Andersartigkeit ehren und respektieren - das ist der einzige Weg, die Irren dieser Welt zu isolieren und kaltzustellen.

Ganz beseitigen kann man das Übel nie. Darüber muß man sich im Klaren sein. Auch die spanische Grippe von 1918 hat, allen medizinischen Erkenntnissen zum Trotz, noch einmal richtig zugeschlagen. Dennoch - man kann das Problem auf ein erträgliches Maß eindämmen: Indem man den eigenen Starrsinn, die Suche nach bequemen Antworten und vor allem die eigene Gier und das Anspruchsdenken zugunsten der benachteiligten Zeitgenossen zurückschraubt. Wir können teilen - und das sollten wir auch! Denn auf denen Friedhöfen, seien sie von Kreuzen, Halbmonden oder Davidsternen geziert, nutzt der vorhandene Reichtum niemandem auch nur das Geringste! Und die Geschichte mit dem Paradies, an das die vernebelten Assassinen noch immer zu glauben schienen, das ist blanker Humbug!

Wenn es so wäre, würden sich die Alten vom Berge, die Hassan il Sabahs und die Osama bin Ladens als Erste in die Luft sprengen. Und die ewig willigen siebzig Jungfrauen pro „Märtyrer“ - na ja, zuviel Sittenstrenge scheint die Hirne im gleichen Maße zu vernebeln, wie schrankenlose, westliche Zügellosigkeit. Doch auch hier gilt: solch gestörte Phantasien können nur dort blühen, wo junge Männer nicht einmal den Hauch einer Chance haben, auch nur eine einzige Frau - jungfräulich oder nicht - als Gemahlin heimzuführen, weil sie keine Ausbildung haben und keinen Job und überhaupt nichts; außer eines Tages ein paar Pfund Sprengstoff und die Hoffnung, daß an diesen saublöden Ammenmärchen auch nur ein Fitzelchen Wahrheit kleben möge. Laßt sie hier leben, dann werden sie sicher wieder die Muße und das Potential gewinnen, über die wahren Aussagen des Korans nachzudenken und arabische Gastfreundschaft wird blühen, wo sie heute in ihre atomaren Bestandteile zerbombt wird.

## Plauer Fischerjacobi

J.-F. S. Lemarcou

Köln und Mainz haben ihren Karneval, die Arbeiterschaft hat den 1. Mai und die Plauer haben seit altersher ihren „Fischerjacobi“, ein jährlich wiederkehrendes Volksfest zu Ehren St. Jakobs.

Des Havelstädtchens Wurzeln liegen im Fischreichtum der großen umliegenden Gewässer, der seit jeher die Bewohner hauptsächlich ernährte. Lange Zeit, quasi das gesamte Mittelalter hindurch, hielt das mächtige Zisterzienserkloster Unserer Lieben Frau am See zu Lehnin in der Mark die Rechte an der Abfischung des Plauer Sees und seiner angrenzenden Fischgründe. Damit die frommen Brüder den einstigen wendischen Bewohnern und Herren des Landes ihre dem nordeuropäischen Wesen fremde, mediterrane Religion überstülpen konnten, mußten sie bei Kräften bleiben. Fisch aus der Havel und ihren Seen waren daher an der klösterlichen Tafel immer hochwillkommen. Also zwang man die Ansässigen nicht nur, ihren alten Göttern und Flurgeistern abzuschwören, sondern sich darüber hinaus in die Ruder zu legen, Netze auszuwerfen, um die neuen Herren nach Kräften zu mästen. Welch gottgefälliges Werk!

Waren doch auch einige Jünger des Reb Joshua aus Nazareth gelernte Fischer. Wir erinnern uns da besonders des ersten Bischofs von Rom, einen gewissen Shimon, genannt Petrus. Daß es dem Rabbi und den Seinen vornehmlich um Seelenfischerei ging, paßte ganz gut ins Konzept: Wenn es der heidnischen Seele recht lausig ging, dann stiegen ihre Chancen, in den ungeliebten christlichen Himmel einzugehen - meinte die christliche Geistlichkeit. Und während sie diese These den armen Teufeln von Plau und Briest, Derrenthin und Planow, Schmölln und Möser verkündete, schob sie schon mal den nächsten Happen gut gewürzten und eingelegten Karpfens in den Mund.

Was den Bekehrten blieb? Denen zu Planow, Schmölln und Derrenthin nicht einmal die nackte Existenz. Ihre Dörfer verschwanden von der Landkarte. Die zu Plau aber bekamen eine kleine und interessante, wunderhübsche Kirche auf ihren Berg gestellt, die von einem separaten „Campanile“ als Glockenturm begleitet wird. Und in diesem Kirchlein wurde ihnen das Heil des christlichen Glaubens verkündet und - daß man ihr altes Pantheon mit all seinen Göttern, Flurgeistern, Nixen und Dämonen ausgetauscht habe gegen ganze Regimenter christlicher Heiliger und Schutzpatrone. Wenn es ihnen fürder dreckig ging, dann sollten sie in ihrem Elend eben statt zu Perun oder zu Triglaf zur Heiligen Jungfrau brüllen. Ein paar Subalterne wie der Heilige Jacob taten es zur Not auch. Und Not war in den Fischerhütten zu Plau ein nur all zu bekannter Gast.

Also Sankt Jacob! Gemeint ist der Apostel Jesu, nach dem so berühmte Städte und Pilgerstätten wie Santiago de Chile, Santiago de Cuba und Santiago de Compostella benannt wurden. In der darstellenden Kunst sind die Jacobsmuschel und der Pilgerstab seine Attribute. Geboren wurde St. Jakob als Sohn des Fischers Zebedäus und dessen Frau Salome als älterer Bruder des nachmaligen Jüngers Johannes. Die beiden Brüder scheinen eifrige Anhänger ihres Rebben gewesen zu sein. Nannte sie dieser doch „Donnersöhne“. Im Jahre 43 n. Chr. jedoch hatte es sich für Jacobus ausgedonnert. König Herodes Agrippa I. von Judäa lies den Apostel enthaupten und schuf damit fatalerweise dem um seine Existenz kämpfenden Christentum den ersten Märtyrer. Warum nun die Plauer gerade St. Jakob zu Weihe und Segnung der Fischbestände heranzitierten, wird wohl im Dunkel der Geschichte bleiben, zumal eigentlich St. Petrus der Schutzpatron der Fischer ist. Dessen Tag, der 29. Juno, würde sich ebenfalls für eine Zeremonie an der frischen Luft prädestinieren. Doch der 25. Julei, der im Heiligenkalender der katholischen

Kirche von St. Jakob beansprucht wird, macht sich auch ganz gut. Blöd wird's nur, wenn das Land sich zu einem Konfessionswechsel entschliesse, was ja in der Historie Brandenburgs durchaus nicht ungewöhnlich wäre: Die Orthodoxen feiern den Heiligen Jakob am 30. April, die Kopten am 12. April, die Armenier gar am 28. Dezember. Huuh, wie kalt und frostig! Da fröre am Ende der segnenden Geistlichkeit das Weihwasser ein, und der festliche Umzug gemahnte an die Brandenburger Weihnachtsumparade.

Doch diese Gefahr besteht in unseren Zeiten, da sich in der ostelbischen Mark sämtliche Religiosität auf dem Rückzug befindet, eher nicht. Es ist etwas anderes, was uns Landboten bei Gelegenheit solcher Feste Sorgen bereitet: Seit altersher wird eine Kirmes, ein Götterfest oder was auch immer dergleichen gewesen sein mag, von recht irdischen Feiern begleitet. Die Menschen kommen zusammen, es wird aufgespielt, man trinkt, man säuft, man... Das alles mag recht und billig sein. Doch in diesem Gelage geht regelmäßig eines unter: Die Besinnung auf den Grundgedanken der Zeremonie. Ein Priester segnet einen See. Es ist bedrückend mitanzusehen, daß dieses Element zur Showeinlage verkommt ohne daß sich die Mehrheit der Zuschauer auch nur im Mindesten über die Aussage dieses Ritus im Klaren ist. Es gehört halt zum Kulturprogramm, in dessen weiterem Verlauf eben jenem Gelage gefrönt wird.

Aber hier geht es um etwas anderes. Es ist der Bezug des Menschen zu der Natur in der er lebt und die ihn ernährt, solange er ihr mit Achtung und Respekt begegnet und dabei die heilige Pflicht nicht verkennt, sich als Geschöpf in die Gemeinschaft der Geschöpfe zu integrieren. Genau dieser Aspekt aber geht in einer auf Vergnügung orientierten Spaßgesellschaft verloren. Daher sind wir der Meinung, daß die Bedeutung dieses Rituals, der den Plauer Fischerjacobi einläutet, ob er sich nun an Götter oder Heilige richtet, nicht genug vermittelt werden kann. Doch sind wir uns darüber im Klaren, daß wir an den Realitäten vorbei monieren. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Das Volk fordert einen weitestgehend enteelten Ablauf ein und wenn es ihn nicht bekommt, dann bleibt die Geldbörse eben zu.

Das hinwiderum wäre fatal für Plaue. Obschon die Plauer Fischer vor ein paar hundert Jahren dem inzwischen selbst untergegangenen Kloster Lehnin die Fischereirechte auf dem Plauer See abgekauft hatten, wurden sie dennoch keine reichen Leute. Härteste Arbeit bei kargem Leben blieb ihr Los. Heute, da der Staat Bundesrepublik Deutschland unaufhaltsam seinem Staatsbankrott entgegensteuert, ist es für eine kleine Kommune doppelt wichtig, jede verfügbare Einnahmequelle zu erschließen, die sich ihr bietet. Viel Platz für theologische oder sophistische Sentimentalitäten bleibt da nicht. Zumal die kleine Fischerstadt, die erst im letzten Jahrhundert der Stadt Brandenburg zugeschlagen und eingemeindet wurde, von ihrer jetzigen Obrigkeit hängen gelassen wurde. Für deren Festivitäten, wie Dominsel-, Havel- oder Altstadtfest läßt der hochlöbliche Magistrat der zwangsvereinigten Dom- und Hansestadt Brandenburg an der Havel noch immer ein paar Groschen aus dem stetig mehr zusammen schnurrenden Geldsäckel springen - Plaue dagegen muß nun selbst sehen, wie es klar kommt.

Besonders schade ist es um das Kinderviolinorchester der Partnerstadt Magnitogorsk aus Rußland. Man hätte den zwölf Kindern und ihrem Dirigenten nur den Flug bezahlen müssen. Doch schon diese Summe überforderte den auf sich allein gestellten Bürgerverein völlig. Die Kinder hätten sich gefreut und ihre Darbietung wäre eine wohlthuende Alternative zu dem ohrenbetäubenden Gegröle und Rummelgejaule gewesen, welches das mehrtägige Fest eh schon begleiten wird. Trotzallem, wie Karl Liebknecht gesagt hätte, Trotzallem! Es ist den Organisatoren höchste Anerkennung auszusprechen, sowohl für ihr selbstloses Engagement

als auch für die unter Beweis gestellte Fähigkeit, allen Schikanen und Budgetkürzungen zum Trotz eine Attraktion auf die Beine zu bringen, die dem Städtchen Plaue seit der sogenannten Wende wieder überregional einen Ruf schafft und somit den Bekanntheitsgrad dieses kleinen, wehrhaften Ortes am idyllischen Havelknick steigert. Vielleicht will es St. Jakob in diesem Jahr, daß einer der Besucher sowohl die Vision als auch das Geld hat, das marode Schmuckstück der Plauer, eines der schönst gelegenen Schlösser Deutschlands aus seinem tödlichen Dornröschenschlaf wach zu küssen. In diesem Falle würde sich auch der Landbote wieder entschließen können, Kirchensteuer zu zahlen - denn eine solche heilige Tat würde nicht nur den Niedergang Plaues umkehren, sie würde auch unseren ewigen Skeptizismus nach Punkten niederringen.

---

## Schiffers Claudia, die gotischen Kathedralen und der Welthunger

S. M. Druckepennig

Sie lesen die Überschrift und werden sich erschüttert fragen: Was um Himmels Willen hat der verrückte Jude da schon wieder ausgeheckt? Was hat die blonde und schwerreiche Vorzeigegermanin mit gotischen Gotteshäusern und die wiederum mit dem Hunger in der Welt zu schaffen?

Nun, schauen wir mal! Also, zunächst haben wir da eine frohe Botschaft. Frau Claudia Schiffer hat jüngst entdeckt, daß sie nicht nur über einen makellosen Leib, ein Gesicht, welches allen Bedingungen und Anforderungen eines modernen Schönheitsideals entspricht, zwei Kinder, einen Traummann und ein großes Haus in England verfügt, sondern – man staune – auch über ein Herz. An dieser Stelle ist nun nicht von jener muskulären Blutpumpe die Rede, die zum Überleben einer fast jeden Kreatur der Fauna essentiell ist, sondern vielmehr um das sich sorgende Gewissen, das sich dem unglücklicheren Nächsten zuwendet. Frau Schiffer erhebt ihre zarte Stimme und traktiert ein Mikrofon mit den Worten: „Herr Schröder, wir zählen auf Sie!“

Herr Schröder ist gerade eben noch amtierender Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland und vertritt selbige momentan auf dem G8-Gipfel in Schottland. Bekanntes Ziel dieses Gipfeltreffens ist die Koordination der optimalen Ausbeutung der Welt unter Inkaufnahme der notwendigen Verelendung immer größerer Teile der Weltbevölkerung. Frau Schiffer aber meint, eine solche Konferenz müsse das Gegenteil dessen anstreben und versucht naiver Weise den Herrn Bundeskanzler für ihre Kampagne gegen den Hunger in der Welt zu gewinnen. Das ist sehr ehrenwert und paßt auch sonst in die der Welt von unzähligen Hochglanzphotographien bekannte Physiognomie der edlen Dame.

Sie erinnern sich gewiß des Walt-Disney'schen Kindchenprinzips mit der hohen Stirn, dem zierlichen Näschen, dem im Verhältnis zum Körper überproportionierten Köpfcchen, welches alles im männlichen, begehrenden Betrachter nicht nur den Willen auslösen soll, dieses Frauenleibes zu genießen – es werden vor allem Beschützerinstinkte im maskulinen Unterbewußtsein angesprochen, die ihn nach vollendeter Kopulation bewegen sollen, das im besten Falle geschwängerte Weibchen auch weiterhin mit den Früchten seiner Arbeit zu versorgen. Soweit zur Verhaltenspsychologie. Fazit: ein Schuß Naivität macht hübsche Frauen für die Allgemeinheit noch begehrenswerter. Spielt Frau Schiffer jetzt öffentlich diese Karte aus? Warum? Sie hat doch bereits alles. Wenn es ihr, die mittlerweile auf den

Laufstegen dieser Welt von jüngeren Kleiderständerinnen abgelöst wurde, nicht darum ginge, mit einem Barbie-Sprüchlein zurück ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zu drängen, worum geht es ihr dann? Ernsthaft um den Hunger und das Elend in dieser Welt? Ich werde stutzig. Ihr Vermögen wird mit einer zweistelligen Millionensumme angegeben. Und es war sicher nicht von italienischen Lire die Rede, die gibt's nicht mehr. Wenn sie also auf den Herrn Bundeskanzler zählt, warum nicht zuerst auf sich selbst? Da plaudert sie generös, wie leichtherzig sie sich von ihrem kaum genutzten Anwesen auf der Insel Mallorca trennen konnte. Wie vielen Negerkindern hat denn der Erlös aus dem Hausverkauf das Leben gerettet? Oder anders gefragt, wieviele Pfund Sterling reichen Frau Schiffer und ihrer Familie aus, ein gesichertes Leben zu führen und wieviele Dollars sind darüber hinaus gewissermaßen überzählig und fallen damit der Kategorie „verzichtbarer Luxus“ anheim?

Wir neiden ihr das Vermögen nicht. Wir sehen nur auf den Kontrast zwischen dem Lippenbekenntnis und den tatsächlichen Verhältnissen. Und hier kommen nun die im Titel des Artikels erwähnten gotischen Kathedralen ins Spiel. Haben Sie sie vor Augen – diese himmelstürmenden, riesigen Bauwerke zum Höheren Lobe Gottes? Zum Höheren Lobe Gottes? Ha, ha, ha! Zum prahlerischen, angeberischen, selbstsüchtigen Höheren Lobe des Bauherren! Die christliche Religion, die eine Religion der Armen hatte sein sollen, schuf Tempel, die gewaltige Rauminhalte umschlossen, während Abermillionen Verlierer der Gesellschaft nicht mal ein Strohdach über dem Kopf hatten. Die Baukosten für solche Jahrhundertprojekte waren enorm – und die Zielgruppe des in diesen „Gotteshäusern“ Stein werdenden Glaubens verreckte derweil im Schatten dieser Bauten an Hunger und Krankheit. Waren die Vorhallen des irdischen Paradieses dann fertiggestellt, so sah man zu, daß das Bettlerpack schön außerhalb der Mauern dieser Gottesfeste blieb. Dabei heißt es doch im Evangelium, daß den Armen dieser Erde das Himmelreich sei und eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gelange, denn ein Reicher in den Himmel.

Sie sehen also, es ist eine kontinuierliche Tradition des Abendlandes, die von den Bauherren der gotischen Kathedralen bis zur Modekönigin Claudia Schiffer reicht: Das Predigen von Wasser beim gleichzeitigen Weinsaufen.

Aber, aber. So behalten Sie doch Platz! Wer wird denn so entrüstet sein! Natürlich wissen wir, daß Frau Schiffer auch erkleckliche Summen für die Elenden dieser Welt spendet. Das tut besagter Tradition keinen Abbruch. Auch die irdischen Hausherrn der riesigen Kathedralen brachten so manchen Almosen unter das Volk. Nicht ansatzweise soviel, wie sie aufgrund ihres Vermögens und in Einklang mit ihrer Verkündigung hätten geben können – Gott bewahre! Aber immerhin! Sie gründeten sogar Spitäler und die ärmsten unter denen Christen, Mönche und Nonnen, Laien und Beghinen widmeten sich tatsächlich den Ärmsten der Armen mit ganzer Hingabe. Das Kuriose daran: Viele dieser tatsächlichen Nachfolger Jesu hatten sich ein Schweigegelübde auferlegt! Sie erkennen die feine Ironie?

Die einen trompeten und tun verhältnismäßig wenig, die anderen opfern sich auf und das in aller Stille! Das alles bedenkend, rufen wir dem amtierenden, stockkonservativen Heiligen Vater zu Rom zu: Eure Heiligkeit, überdenken Sie die idiotische Regel, nach der in der alleinseligmachenden, katholischen Kirche nur Männer das Priesteramt bekleiden dürfen. Wir hätten da eine prima Erzbischöfin von wahrhaft mittelalterlichem Format für Sie – und eine von engelsgleichem Aussehen noch dazu! Greifen Sie zu, Menschenskind! So eine Gelegenheit kommt nicht zweimal in hundert Jahren! Und Frau Schiffer hat schon so viele schöne Textilien spazieren getragen, die ihr durch die Bank weg alle standen... Da kann man getrost davon ausgehen, daß sie auch im Bischofsornat eine respektable Erscheinung bietet. Und was brauchen die Armen dieser Welt Brot? Das kostet nur Geld.

Etwas für die Sinne muß es sein! Eine hübsche große Kathedrale, eine bunt angemalte Gottesmutter, eine blonde Erzbischöfin umweht von weihevollen Sprechblasen, oder eine Schnulzensoap für die brasilianischen Favelas. Das reicht, das sättigt, das läßt das arme Volk stille halten. Zumindest solange, bis sie so entkräftet sind, daß sie sich eh nicht mehr rühren können. Dann mögen sie getrost auffahren zu ihrem Vater im Himmel, allwo sie getrost und getröstet allen irdischen Leides vergessen mögen – und gleichsam aller lebenslang erfahrener Verhöhnung durch bigottes Gefasel. Amen

## Terror in der Tube oder die verheerende Macht der Ohnmächtigen

Zum Terroranschlag in der Londoner U-Bahn am 07. Juli 2005

B. St. Fjollfross

Es ist einem wahrhaft zum Heulen zumute: New York, Madrid und nun auch London! Dieser gottverfluchte Irrsinn! Die armen Menschen! Vater verläßt morgens das Haus, um Geld zu verdienen und kehrt nicht wieder. Die Tochter, die gerade ihren Abschluß gemacht hat, und nun in die City will, um sich mit ein paar wirklich schönen Schuhen zu belohnen, verschwindet in den Tiefen der Londoner Tube – das ist die U-Bahn der britischen Metropole – und kehrt nicht wieder. Viele Londoner Kinder werden am Nachmittag dieses schrecklichen Tages vergeblich auf die Heimkehr ihrer Mütter warten. Ist es das, was die gottlosen Terroristen wollten. Ja, das ist es. Genau das ist es! Ich will nicht behaupten, daß allen Verbrechern das Schicksal der Menschen, die sie töten und verstümmeln und zu Hinterbliebenen bomben, scheißegal ist. Aber sie nehmen diesen Horror bewußt und billigend in Kauf, um, wie sie glauben, politische Signale zu setzen.

Man kann es sich leicht machen, und diese Untaten ein paar geistesgestörten Killern in die Schuhe schieben, deren Existenz im Gesamtorganismus der Menschheit so unvermeidlich zu sein scheint, wie die von Krebszellen bei einem Teil der Bevölkerung. Gottgewolltes Unglück? Nein, so einfach liegen die Dinge nicht. Schon bei unserer Reflexion um die Tragödie von Madrid mußten wir uns mit dieser herzerschütternden Problematik befassen. Herr Druckepennig, der den damaligen Beitrag „Die Assassinen von Madrid“ (2. Volumen) verfaßte, verneinte jeden rechtfertigenden Grund für solche Ungeheuerlichkeiten. Dem stimme ich natürlich auch heute noch – unter dem Eindruck des erneuten schweren Angriffs auf die Menschlichkeit zu. Dennoch glaube ich, daß man nachgerade verpflichtet ist, die Ursachen solch unerhörter Barbareien näher zu betrachten. Denn an den Bomben, die in den westlichen Metropolen dieser Welt völlig unbeteiligte Menschen zerreißen, haben noch mehr Leute gebastelt, als es zunächst den Anschein hat!

Betrachten wir die Wurzel dieser stinkenden Pflanze namens „islamisch begründeter Terrorismus“, dann stoßen wir auf eine Dynamik, wie sie prophetisch schon von Samuel Huntington in seinem Jahrhundertwerk „Clash of Civilisations“ beschrieben wurde. Ein Buch übrigens, daß es wert wäre, in den alttestamentarischen Kanon aufgenommen und den großen Kündern Jesaja, Jeremia und Micha beigesellt zu werden. Wir stoßen auf sich immer stärker abzeichnende globale Verteilungskämpfe um enger werdende Ressourcen von Rohstoffen zur Energiegewinnung. Energie – das ist das Schlüsselwort! Ohne eine suffiziente Energieversorgung kann man die Länder der sogenannten Ersten Welt in kürzester Zeit auf ein Steinzeitniveau zurückfallen lassen. Das wissen die Führungspersönlichkeiten dieser Länder

und ihre Beraterstäbe nur allzu gut. Ihre wichtigste Aufgabe besteht also in der Sicherstellung des Zugangs zu Energiequellen. Staatspräsidenten, Ministerpräsidenten, Kanzler und andere Potentaten sind also nichts anderes als CEOs (Chief Executive Officers; Oberste Ausführungsbeamte) ihrer Wirtschaftseinheiten U.S.A., Großbritannien, Japan, Spanien, Deutschland, Frankreich und so weiter. Sie werden von den Lobbyisten ihrer jeweiligen Wirtschaftsvertreter beauftragt, die „demokratischen“ Entscheidungsprozesse den Erfordernissen der Global Players anzupassen. Das führt dann schon mal zu solch skurrilen Erscheinungen wie der Person des amtierenden amerikanischen Präsidenten, oder eines Labour-Premierministers, der diesem erzkonservativen Präsidenten liebedient und die Truppen Britanniens ins Feld führt – gegen alle Interessen der Arbeiterklasse. Fadenscheinige Begründung: Auch der letzte Amerikaner, auch der letzte Brite, Spanier, Pole braucht Energie, die muß ihm verkauft werden können, also müssen wir sie uns beschaffen. Es koste was es wolle!

Es kostet in erster Linie Tote. Zuerst sind es die Toten, die als Lebende das Pech hatten, in die Gegend um die arabischen Ölfelder dieser Welt herum geboren worden zu sein. Es spielt keine Rolle, daß sie in diesen Ländern die eigentlichen Hausherrn sein sollten. Wer die Macht hat, hat Recht! Und die Macht hat, wer die besseren Waffen, die stärkere Armee, die bessere Logistik, den stärkeren wirtschaftlichen Hintergrund – also kurz: den längeren Atem hat. 1:0 für die Vereinigten Staaten von Amerika und ihre Paladine. Aber dabei wollen es die Verlierer dieses Danse Macabre nicht bewenden lassen. Sie sehen irgendwo nicht ein, daß es ihre gottverdammte Pflicht ist, das Ihrige zu einem Spottpreis herauszurücken, selbst am Hungertuch zu nagen, auf daß sich irgendwelche schwerreichen Zeitgenossen fernab von ihnen die feisten Wänste noch voller schlagen können, und dabei noch nicht einmal wissen, auf wessen Knochen sie da fettleben. Im nahen Schottland sitzen derweil die Regierungschefs, pardon die Ober-CEOs der sogenannten G8-Staaten beisammen und beraten über nichts weniger als ihr Dauerthema: die Verteilung des Kuchens „Welt“, respektive derer verwertbarer Ressourcen. Sie tun das ungeniert über die Köpfe derer hinweg, um deren Bodenschätze oder gar Länder es geht. Diese Menschen zählen überhaupt nicht ins Kalkül! Es ist eine ungenierte Neuauflage des Kolonialismus. Man sublimierte halt die Methoden weitestgehend. Nur wenn der „Bimbo“, der „Kaffa“ oder der „Kuli“ sich überhaupt nicht mehr bändigen lassen wollen, dann rollt die Kriegsmaschinerie an.

Haben Sie Bush jun. gehört, als er sein Statement zu den Ereignissen von London abgab? Da palavert Ihre Amerikanische Unsäglichkeit von einem Ziel des Treffens, das darin bestünde, die Armut und den Hunger in der Welt auszurotten, sowie den Umweltschutz voranzutreiben. Man könnte sich den Bauch vor Lachen halten, wenn's nicht so traurig wäre. Das Gegenteil, Mr.President, das Gegenteil! Sie und Ihre Kumpanei beraten, wie Sie die Gegensätze in der Welt noch verschärfen, wie Sie unbeschränkt Wale umbringen und Alaska verseuchen können, und – wie sie das störrische Zweistromland endlich in den Griff bekommen. Darum geht's. Um nichts anderes. Man ist geneigt zu glauben, daß Bush und seine Auftraggeber nicht mit dem Vorsatz antreten, andere Menschen ins Unglück zu stürzen. Es geht den Amerikanern und ihren Gefolgsleuten in aller Welt lediglich um ihren Reichtum. Daß andere dafür mit ihrer Lebensqualität zu bezahlen zu haben, ist eher ein störendes Beiprodukt. Reichtum ist per definitionem nun mal: Die Ersparnisse Vieler in den Händen Weniger. Ich glaube auch, daß der Anblick der Favelas und ihrer Bewohner bei den Nutznießern von deren Armut nicht gut ankommt. Das ist so störend wie ein Misthaufen neben dem Blumenbeet. Störend, verstörend – aber letztlich unumgänglich. Es würde nicht einmal nutzen, das Gros dieser armen Teufel auf den Mars zu exportieren. Dann hätte man ja niemanden zum Ausbeuten mehr. Das wäre fatal. Na ja, aber ein gut Teil wäre schon entbehrlich, nicht wahr? Die Alten, die Kinder, die

Hilflosen, alle jene, die nicht zupacken können, um mit ihrem kurzen und erbärmlichen Leben das Paradies der Ersten Welt zu erschufeln. Und wenn Sie jetzt einen Funken Phantasie haben, dann vergegenwärtigen Sie sich das Innenleben eines jungen Mannes oder einer Frau, die zu neunt, zehnt, elft, zwölft in einer jämmerlichen Wellblechhütte aufwuchs, ihre geliebten Großeltern am Elend verrecken sahen, ihre Mütter wer weiß wie oft auf den Friedhof begleiteten, um ihre Geschwisterchen zu verscharren, die nicht einmal das erste Lebensjahr erleben durften. Um sie herum vielleicht noch ein Hauch von billigem Fusel und dümmlicher Schmalspurunterhaltung, wie sie in den Vororten der brasilianischen Großstädte gang und gäbe ist. Derweil sehen Sie, wie Scharen von dümmlichen, aber wohlgenährten Touristen in Ihre Heimat eingeflogen werden.

Diese Bande glaubt, ihr Geld würde sie zu einer elitären Kaste aufwerten, die das Recht hätte, sich von Ihnen die Schuhe putzen zu lassen und Sie dabei noch zu photographieren. Irgendwann platzt der Kragen. Irgendwann reicht es definitiv! Sie schließen sich einer Bewegung an, deren führende Köpfe Ihrem Haß auf diese Ungerechtigkeit eine Stimme verleihen. Und diese Leute sagen Ihnen dann, man könne etwas tun. Sicher, gegen die Superpanzer, -helikopter und -flugzeugträger mit all ihren Raketen und Marschflugkörpern wäre nichts ausrichten. Aber es gäbe da noch etwas anderes: „Bindet euch Sprengstoff um den Leib und stellt euch in die Mitte der verhaßten Großkotze! Markt, Bus, Theater - - jeder Ort, an dem sich viele von ihnen aufhalten, zählt! Daß es womöglich nicht dieselben sind, die in eurer Heimat an den abgeteilten Stränden ihre wohlgenährten und gebräunten Körper wälzten – was spielt das für eine Rolle? Die Masse hat kein Gesicht. Und ein paar von denen werdet ihr schon treffen. Erschüttern und ihre Selbstsicherheit zerfetzen, das könnt ihr allemal. Euer Leben hat wegen diesen Leuten keine Perspektive. Einzig durch euren Tod könnt ihr ihm einen Sinn verleihen: Für eure Lieben, für eure Leidensgenossen. Und gegen Menschen, die bereit sind zu sterben, gibt es keine Abwehr. Gegen eine Festung mag ein Flugzeugträger, ein Atom-U-Boot oder ein Jagdbomber effizient sein – gegen eine Invasion von Ameisen haben diese enormen Waffensysteme nicht die geringste Chance!“

Das ist die verhängnisvolle Botschaft, die von den Vorbetern des Hasses vermittelt wird. Sie kann nur dort auf fruchtbarem Boden ausgesät werden, wo die Not brüllend ist. Oder ließen Sie sich bei Entenbraten, Lagerbier und „Wetten das...?“ im Fernsehen zu einem Selbstmordattentat überreden. Gerade jetzt, wo es draußen im Garten so schön blüht und das neue Auto nächsten Monat abbezahlt ist? Ein anderer gewaltiger Prophet alttestamentarischen Formats, der Deutsche Dr. Thomas Müntzer, donnerte einst die folgenden Worte einer legendären Apologetik seines Kampfes: Sieh zu, die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sein unser Herr und Fürsten, nehmen alle Kreaturen zum Eigentum: die Fisch im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß alles ihr sein (Jes. 5). Darüber lassen sie dann Gottes Gebot ausgehen unter die Armen und sprechen: „Gott hat geboten: Du sollst nicht stehlen.“ Es dient aber ihnen nicht. So sie nun alle Menschen verursachen, den armen Ackermann, Handwerker und alles, das da lebt, schinden und schaben (Micha 3. Kap.). So er sich dann vergreift am allergeringsten, so muß er hängen. Da saget denn der Doktor Lügner: Amen. Die Herren machen das selber, daß yhne der arme Mann feyndt wird. Die Ursach des Aufrurs wollen sie nit wegtun. Wie kann es die Länge gut werden? So ich das sage, muß ich aufrührisch sein ! Wohlhin !

Lesen Sie sich das ganz genau durch! Immer und immer wieder. Die „Hochverursachte Schutzrede“ des Allstädter Theologen und Bauernführers ist ein halbes Jahrtausend alt – aber ihre Aktualität ist ungebrochen. Und auf wen die Bezeichnung Dr. Lügner heute am ehesten zutreffen würde, bedarf

wohl keines näheren Fingerzeigs, wenn man denn von dem akademischen Titel absieht, da der Mann zu wenig Schmalz im Oberstübchen hat, um von irgendeiner ernstzunehmenden Fakultät dieser Welt promoviert zu werden. So wie die Untaten der räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern damals nicht zu rechtfertigen waren, so wenig sind es die feigen Assassinate der Entrechteten von heute. Gegen solche Mordbrenner muß hart vorgegangen werden. Dieselbe Härte aber muß zwingend gegen die Verursacher im Nadelstreifen zur Anwendung kommen – sonst führt dieses gestörte Gleichgewicht unweigerlich in die globale Nemesis. Die Hilflosigkeit der sogenannten Ersten Welt im Angesicht der Neuen Gefahr ist ein erstes, sehr ernstes Symptom. So wie das Deutsche Reich unter Hitler den Völkern Europas das Elend brachte, welches diese dann im Kriegsverlauf an den Ursprungsort zurücktrugen, so trifft es jetzt die modernen Kolonialherren. Nein, nicht die eigentlichen Drahtzieher, das ist mir schon klar.

Die sitzen sorgsam verbunkert in schwerbewachten Villen. Aber die Nutznießer, die sich selten genug am Tag Gedanken machen, woher ihr für die armen Schweine der Dritten Welt so unvorstellbarer Reichtum kommt, die statt dessen mit ihren kleinen Alltagsproblemchen befaßt sind, die sind die Vorhut beim Zahlen der Zeche. Es muß ein globales Umdenken geben, das zum Ziel hat, die Verteilung gerechter zu regeln. Nur dann stoßen solche Untaten auch in den Heimatländern der Mörder auf Ächtung und Ablehnung. Nur dann besteht, die Chance, solchen Taten auf Dauer den Boden zu entziehen. Verrückte wird es immer geben. Bewußt herbeigeführte Katastrophen werden sich nie vermeiden lassen. Dennoch bestünde zumindest theoretisch die Chance, ihnen den Lebenssaft, das Programmatische, das ihnen anhaftet, zu entziehen. Die Inangriffnahme dieser Zielstellung sollte parallel zu den Aufräumarbeiten in der Londoner Tube beginnen.

---

## Tucholskys Erben

B. St. Fjollfross

Vor mir liegt eine zehnbändige Gesamtausgabe der Werke unseres Geistigen Vaters Tucholsky. Ich sehe auf die beige Pappeneinbände und meine Gedanken schweiften ab.

Es muß in der letzten Woche gewesen sein, daß ich an einem Berliner Trödler vorbeikam, ganz in der Nähe von Tucholskys Geburtshaus. Der Trödler warb damit, daß er allen Krempel entgegennehme, daß er Haushaltsauflösungen betreibe und so weiter. Ich blieb stehen. Zwischen Kramtischen, in denen sich ein paar Schellackplatten und ein Haufen alter Dutzendbücher um den geringen Platz stritten, schlängelte ich mich hindurch, einen zerfledderten Korbstuhl anrempelnd, mich bei der in gebückter Haltung kauern den Stehlampe entschuldigend. Halbblinde Puppen glotzten mich mit den verbliebenen Augen an, traurige Plüschbären, abgegriffen von Generationen, betrachteten düster einen röhrenden Hirsch, der – Gott sei Dank – sich züchtig rekelnde Jungfrauen des fin de siècle bedeckte.

Die Frau des Trödlers, die augenscheinlich ihre Garderobe aus ihrem Ankauf bezog, kam auf mich zugesteuert und fragte geschäftstüchtig nach meinem Begehrt. Ich blickte verlegen auf den Stapel fettiger und verblichener Skatkarten, die nach ihren Eselsohren zu urteilen, aus zweiunddreißig Kreuz-Buben bestehen mußten. Dann stammelte ich irgend etwas von einem entzweigegangenen Zwiebelmusterteller, der kürzlich kaputt gegangen sei, und dessen Verlust den Bestand des Service' gefährdete. Eilfertig stürzte die

als Hexe verkleidete Verkäuferin auf eine ihrer Vitrinen zu um kurz darauf mit einem Stapel zwiebelmusterartigen Geschirrs wiederzukehren. Zu jedem einzelnen Teil gab sie ihren kundigen Kommentar, als hätte sie nie von etwas anderem gegessen, als wäre sie mit diesen Tellern aufgewachsen. Das aber was sie nicht und was sie erzählte, entstammte alles ihrer ins Kraut schießenden Phantasie. „Meißner“ hörte ich sie sagen. Es war „Kahla“ – DDR-Massenproduktion. Es war deutlich zu sehen: Sie hatte keinen inneren Bezug zu dem Kram. Sie heuchelte ihn nur. Irgendwie hatte sie den Plunder erworben und jetzt versuchte sie, ihn zu verramschen.

Dabei allerdings legte sie sich mächtig ins Zeug. Sicher nicht um der Teller wegen, die anderen einmal viel bedeutet haben mögen. Es ging ihr nur um sich, um ihre blanken Talers. Ich verneinte und sie strafte mich fortan, bis ich ihr Geschäft verließ, mit kalter Ignoranz. Ich hatte nichts gekauft. In ihren Augen hatte ich mich strafbar gemacht. Warum nur, Vater Kurt, kommen mir solche Gedanken, wenn ich im Vorwort blättere, das die Herausgeber Deiner Gesamtausgabe beigesellten? Herr Raddatz schreibt da, Du hättest „Rheinsberg“ zwei Frauen gewidmet, also gar keiner. Er nahm Bezug auf K. F. und M. W. Alle Welt aber weiß, und fünfunddreißig Seiten später ist es für jeden des Lesens Kundigen einzusehen, daß diese liebliche Jahrhundertnovelle auch noch einer gewissen C. P. gewidmet wurde. Das war der Augenblick, indem meine Gedanken auf Reise gingen – hin zu jener Trödelbude. Hattest Du ein Testament gemacht, Vater Kurt? Ach ja, ich weiß, Du hattest.

Deine irdischen Belange hast Du darin geordnet. Aber was ist mit Deinem zeitlosen Erbe? Hattest Du vergessen anzuordnen, daß Dein Werk nur von Leuten verwaltet werden soll, die Deine Seele verstehen bis ins Letzte? Die bereit sind, Dein Schwert aufzunehmen und es weiterzuführen, als sei es das Schwert Gottes; auch wenn sie es nie so beherrschen werden, wie Du? Oder hast Du das alles, Dein eigenes Werk, nicht so ernst genommen? Herr Raddatz wollte einst Geld sehen für ein winzigen Zwei-Sätze-Text aus Deiner Feder, den wir baten, im Landboten zitieren zu dürfen. Wir mußten mangels Masse verzichten. Am 21. Dezember 2005 bist Du siebzig Jahre tot. Der Rowohlt-Verlag, der sich durchaus auch in moralischer Form zu Deinen geistigen Erben zählen darf, wies uns darauf hin, daß wir schon am Folgetag niemanden mehr zu fragen bräuchten. Dann ist die Ära der vom Recht Begünstigten zu Ende. Dann sind Deine Texte frei und keine Krämerseele darf sich mehr erdreisten, Dein Erbe für sich und ihre Gesellschaft auszubeuten.

---

## Unsere Antwort auf die Judenhetze

B. St. Fjollfross

Vereinigen Tagenerreichte den Landboten ein Brief mit der Aufforderung, diesen vervielfältigt an die Leserschaft weiterzuleiten. Der Landbote legte dieses Schreiben umgehend zu den Akten in den Giftschrank. Warum? Das Pamphlet vertrat die Ansicht, daß das Weltjudentum – Sie erinnern sich dieses Ausdrucks aus der nationalsozialistischen Propaganda – wieder einmal an der Misere des deutschen Volkes, seiner Massenarbeitslosigkeit und seiner Überschuldung schuldig sei. Der Preußische Landbote ist ein preußisches Blatt. Preußen ist nach unserer Auffassung ein Gralshüter der Toleranz. Aber hier hört jegliche Toleranz definitiv auf! Wir rufen auch nicht zur Toleranz gegenüber den Juden auf. Denn das würde keinen Sinn machen; sowenig es sinnvoll wäre, daß ein menschlicher Körper seine Organe wie Herz, Lunge, Leber toleriert. Er wäre ohne diese Organe schlicht nicht lebensfähig. Und dieses Beispiel trifft die Materie im Kern: Der Nationalsozialismus hat nicht

nur den Juden, die seit Jahrhunderten integraler Bestandteil des deutschen Volkes sind, irreversiblen und unermesslichen Schaden getan. Auch Deutschland blutete durch diesen Akt barbarischster Selbstverstümmelung gräßlich aus. Der Verlust an Geist, Kultur und Wissenschaft war so enorm, daß sich dieses Volk davon in tausend Jahren nicht erholen wird. Nach dem Kriege wurde die einstig progressivste Nation der Welt, Deutschland, zum kriecherischen Aftervasallen der U.S.A. Und wenn man genau hinsieht, dann erkennt man die Gründe für diese Degeneration: Man findet in den Nachkriegsjahren unendlich viel geistiges und reales Kapital in eben diesen U.S.A. wieder, dessen Träger und Besitzer vor allem deutsche Juden waren, die von den dümmlichen Nazis in deren heillosem Wahn vertrieben wurden. Von denen, die ermordet wurden, ganz zu schweigen.

Und nun zu dem Vorwurf, daß jüdisches Kapital die Welt bedrohe: Wer oder was hält denn die Hetzer davon ab, selbst eine Bank zu gründen und Sally Rothschild geschäftlich zu übertrumpfen? Ich sag's Ihnen: ihre Insuffizienz und ihr Unvermögen. Damit werden diese Leute nicht fertig. Ihre einzige Antwort ist der Schrei nach Auschwitz, das es ja nach ihren eigenen Angaben nie gab. Notabene: Die Nazis wollen das wiederhaben, dessen Existenz sie ableugnen. Ein kleiner intellektueller Widerspruch, der aber einen gestandenen Nazi nicht beunruhigen muß: Seit wann hätte Nationalsozialismus etwas mit Intellekt zu tun? Es ist im Gegenteil der Schrei des dumpfen Pöbels, des Mobs, der Canaille, die nicht mithalten kann und deshalb zu brutaler Gewalt greift. Wie soll der Kampf gegen das Weltjudentum denn aussehen? Will man wieder Synagogen anstecken, Juden lynchen und die Scheiben der Bankgebäude von Rothschild und Oppenheimer einwerfen? Das sind die Lösungsstrategien, die dem Geisteshorizont so stupender Leute wie den Nationalsozialisten entsprechen: An Primitivität und Sinnlosigkeit nicht mehr zu überbieten. Wenn einer von diesen armen Irren auch nur ansatzweise glaubte, ein preußisches Blatt, ja Preußen selbst ließe sich vor diesen erbärmlichen Karren spannen, dann beweist das nur den völlig gestörten Realitätssinn dieser Kranken. Wir antworten mit den Worten unseres Großen Königs Friedrich: „Galgen und Rad bessern solche Narren nicht. Man soll sie in ein Tollhaus geben und dort vernünftig und menschlich behandeln.“

---

## Zum 14. Juli 2005,

### dem französischen Nationalfeiertag

Don Miquèle Barbagrìgia

Als Monsieur Lemarcou heute morgen das Kalenderblatt in der Redaktion abriß und die Nummer 14 des Juli zum Vorschein kam, verkündete er: „Heute, meine Damen und Herrn, begeht die Grande Nation ihren Nationalen Feiertag!“ Ein Blick zum im Hintergrund mitlaufenden Fernsehapparat bestätigte ihn. Eine gewaltige Militärparade, schob sich vom Arc de Triomphe die Avenue des Champs Elysees in Richtung der Tuilerien hinunter. Das 55- Millionen-Volk unserer westfränkischen Vettern braucht zum Geburtstag immer einen donnernden Schuß Selbstbestätigung in Form eines überdimensionalen Muskelspiels. Die Initiatoren dieser Feier werden den Umstand bedauern, daß die Seine nicht breit und nicht tief genug ist, damit auch noch ihre Atom-U-Boote und Flugzeugträger an der Parade teilnehmen können. Aber was feiert man eigentlich in der Gott-weiß-wievielten-Republik? Monsieur Lemarcou erläuterte uns, daß am 14. Juli 1789 die Bastille erstürmt wurde, was für die Franzosen in etwa symbolisch so bedeutsam sei, wie für die Russen die legendäre Ballerei des Panzerkreuzers Potemkin auf der Newa in den revolutionären Novembertagen des Jahres

1917. Was damals geschah? Nun, die Pariser hatten Hunger. Die Truppen des Königs standen wieder einmal vor der eigenen Hauptstadt – Paris und die Pariser und der Rest des Landes und das Verhältnis der Pariser zu ihrer Herrschaft – ach, das ist alles so durch und durch heroisch und von großen und gewichtigen Taten begleitet. Und vor allem muß Blut fließen, sonst zählt das alles nicht. Also, den Parisern ward angst und bange. Sie erinnerten sich der Bastille, in der eine kleine königstreue Besatzung verstärkt von ein paar Schweizer Gardisten lag, die über ein paar alte Kanonen und sonstiges Waffengerät verfügten. Der hysterische Mob beschwor die Gefahr eines Zweifrontenkrieges, malte gar das apokalyptische Gemälde von einem in Schutt und Asche gelegten Wohnviertel unterhalb der alten Festung, zerschossen von den todbringenden Feldschlangen auf den Zinnen des dräuenden Gemäuers.

Das war alles völliger Blödsinn. Selbst die kommunistischen Historiker Heinz Köller und Bernhard Töpfer kauten noch 1976 in einem Verlag, der sich VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften(!) nannte, diesen Schwachsinn unreflektiert nach. Der Kommandant des mittelalterlichen Festungswerks, das eh schon auf der Abrißliste stand, war ein alter, entschlussfreudiger Mann, dem aber auch gar nichts an irgendeiner Form des Blutvergießens lag. Nachdem man dann aufgrund der Kapitulation dieses alten Mannes die Festung betreten – von wegen erstürmt...- hatte, brachte man den Kommandanten entgegen allen Zusicherungen der Übergabebedingungen bestialisch um und trug seinen abgeschnittenen Kopf durch die Pariser Straßen. Ein ehrloser, tückischer und feiger Pöbel bildet also die Basis der hochgelobten Revolution!

Das ist das Kruppzeug, dessen heute mit so großartigen Paraden gedacht wird! Dieser selbe Mob brachte in den darauffolgenden Jahren systematisch unter großem Gejohle seine politischen Führer nacheinander um, nachdem es sich selbst in den Jahren des Regimes Terreur von denen unter stetigem Gejohle hat guillotiniert lassen. Danach waren die französischen Kindsköpfe ihrer blutigen Spielchen überdrüssig. Sie kehrten in den Schoß der Monarchie zurück und – da man den König geköpft hatte – mußte es diesmal gleich ein Kaiser sein. Indem sie fortan Tod und Verderben nicht mehr nur über sich selbst, sondern gleich über ganz Europa brachten, bildeten sie sich ein, als Nation noch größer zu werden. Doch sie blieben, was sie schon in den Straßen von Paris waren – marodierende Banditen!

Das alles feiern sie nun Jahr für Jahr am 14. Juli. Sie feiern um so lauter, um so mehr ihnen die Schmach im Nacken sitzt, in den Jahren, da ihre Größe wirklich einmal gefordert war, so schmächtig versagt zu haben. Es ist kaum sechzig Jahre her, daß Frankreich von den deutschen Nazis besetzt war und zu Kreuz kroch. Selbst das unbesetzte Frankreich kollaborierte weitflächig und lieferte unter anderem großzügig seine Juden an die Gestapo zur Vernichtung aus. An der Befreiung Europas nahm die französische Nation nur mäßigen Anteil. Sie mußten sich von den Amerikanern befreien lassen. Als dann alles getan war, da war die Grande Nation auch wieder da. Vollmundig wie beim Wiener Kongreß trat sie wieder in Erscheinung, bei welchletzterem sie die ungeheure Chuzpe hatte, sich von Talleyrand-Perigord vertreten zu lassen.

Und man nahm ihr jedesmal die Schmierenkommödie ab, ließ sie sich wieder einreihen in den Reigen der Großmächte – und Frankreich durfte zur Selbstbestätigung und Überwindung der gekränkten Eitelkeit Atombomben bauen und den Südpazifik zerstückeln. Von Deutschland bekamen sie auch ein Stück ab – und eine eigene Zone noch dazu. Man muß sich nur lange genug aufführen wie ein besoffener Kneipengast, dann wird man letztendlich auch respektiert. Wieviel man in Scherben schlägt, wie sehr man sich selbst und andere dabei zu Schaden bringt, wieviel Blödsinn

man auch immer anrichtet – man denke an den idiotischen Vertrag von Versailles, der den nächsten Weltkrieg entscheidend vorbereiten half – Welch jämmerliche Figur man auch darbietet, wenn man plötzlich selbst im Schwitzkasten landet – es spielt alles keine Rolle! Vive la France! Das haben sie den ungeliebten ostfränkischen Vettern, den Deutschen voraus. Während wir uns wieder unserer redaktionellen Arbeit zuwandten, ertönte plötzlich unter röhrendem Pathos ein Tenor, der die Marseillaise über das paradierende und gaffende Volk hinwegschmetterte. Selbst Herrn Lemarcou wurde es mittlerweile unangenehm. Dennoch – vergleicht man diese Darbietung mit dem erbärmlichen Gewimmer, welches von einem dieser Sternchen im Bardengewande jüngst in einer süddeutschen Arena zum Schlechtesten gegeben wurde, in dem es gar dem Deutschen Vaterlande riet, „im Glanze dieses Glückes zu brühen“, dann ziehen wir wiederum den Hut vor unseren Vettern von der Seine. Denn eines ist mal klar: Hätte die kleine, zweitklassige Rockröhre diesen Fauxpas unter dem Eiffelturm gebracht, ein Schinderkarren hätte sie stantpede zur Place de

Greve gefahren, wo eine Guillotine flugs dafür gesorgt hätte, daß solche Peinlichkeiten der Superlative nicht noch mal ihrem gestylen Mündchen entfleuchen. Soviel Ehrgefühl und Selbstbewußtsein ist den Franzosen allemal zueigen. Wenn sie nicht gerade in revolutionärer Stimmung sind, dann sind die Franzosen äußerst angenehme Zeitgenossen. Auch unser Vater Tucholsky war dieser Meinung. Hatte er doch das für ihn größtmögliche Vergnügen, als Korrespondent der Weltbühne und der Vossischen eine Zeit lang in Paris leben zu dürfen.

Was er allerdings am 14. Juli 1924, 1925, 1926 tat, das entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht trank er einen Schoppen Rotwein mit Blick auf Sacre Coeur. Wir wünschen es ihm nachträglich und unseren französischen Vettern für die nächste Feier etwas mehr Bescheidenheit und historische Ausgeglichenheit. Dann zählten sie gewiß zu den sympathischsten Völkern dieser Erde. Eine Klassenfahrt nach Dänemark zum Beispiel könnte da sicher sehr lehrreich sein.

## Inhalt

Abstimmung mit den Füßen.....	3	Die Isenschnibber Feldscheune.....	16
Ärger mit der BfA.....	3	Die Wut der feigen Mörder .....	17
Arbeitslosigkeit – ein Fluch unserer Tage.....	4	Eine Brandenburger Fahrradfahrt.....	18
Berliner Zündelknaben und die Prügelschergen.....	5	Es rauscht im deutschen Blätterwald... ..	20
Böhmische Dörfer .....	6	Es steht eine Halle im Norden.....	21
Böses von der blauen Isar.....	7	Gaunereien am Rhein .....	21
Brandenburg an der Havel –.....	7	G U E S T A V.....	22
Brief an K. T.....	8	Kathedralen und das Heidentum .....	23
Chaos in der Agentur für Arbeit .....	9	Kevin nicht allein im Zug .....	24
Charlottenhofer Schweinequäler .....	10	N A C H R U F.....	25
Das Ende der Wegwerfgesellschaft.....	10	Pest und Terror.....	25
Der böse Geist der Telekom.....	11	Plauer Fischerjacobi.....	27
Deutschland jecht beim Italiener... ..	13	Schiffers Claudia, die gotischen Kathedralen und der Welthunger.....	28
Deutschland, wo sind Deine Krücken?.....	14	Terror in der Tube oder die verheerende Macht der Ohnmächtigen.....	29
Diaspora im Gazastreifen.....	14	Tucholskys Erben.....	31
Die Deutsche Post erzieht ihre Kunden.....	15	Unsere Antwort auf die Judenhetze.....	31
		Zum 14. Juli 2005, .....	32